



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Georg Bangs Liebe.

(1. Fortsetzung.)

Roman von Karl Kosner.

Und meine Käferammlung müssen wir ihm auch noch zeigen! Und dann die Spannbretter, damit er sieht, wie mühsam du mir meine Käfer hergerichtet hast! Du . . . nicht wahr, Papa . . . und von unseren Doppelten kann er 'was haben?!"

Der kleine Hans Gerold war ganz aufgeregt, während er alle die Schätze seines Knabenherzens vor dem Freunde ausbreitete. Immer mehr schleppte er herbei auf den runden, mit einem grünen Wachstuch bespannten Tisch der Kinderstube; seine Bücher, die große Naturgeschichte, das Modellierspiel, die Lupe, die neueste Geburtstagsgabe: die Elektrifiziermaschine, kurz alles, was dem Freunde gefallen mochte. Und neben dem Vergnügen über Georgs strahlendes Staunen stand auch die jugendliche Freude über den Besitz, der Stolz, das alles sein zu nennen, auf Hansens Zügen.

Nun, nach den letzten Worten seines Sohnes, nickte Herr Heinrich Gerold den beiden Knaben zu und griff lächelnd mit beiden Händen in ihre Schöpfe. In Hansens kurz geschnittenen Strubbelhaar und in Georgs schlichten Scheitel. „Ja, Buben, jetzt kommen die Käfer!"

Und er ging, um die mit Filzblättern ausgelegten und mit Glasdeckeln versehenen Kästen zu holen, in denen sich die Käferammlung befand, die er zusammen mit Hans angelegt hatte. Auch die Spannbretter brachte er, helle Bretter aus weichem Holz, auf denen die Käfer durch viele kleine Nadeln und schmale Papierstreifen in ihrer natürlichen Lage festgehalten wurden, um so zu trocknen und nicht mit eingezogenen Beinen zu verschrumpfen.

Hans selbst aber konnte nicht genug erklären.

„Siehst du, und hier ist unser Streifnetz, das nehmen wir auf unsere Ausflüge immer mit. Und was wir fangen und noch nicht in der Sammlung haben, das nehmen wir dann mit nach Hause; das spannt Papa dann mit mir auf, und wir bestimmen die Namen dafür.“

Georgs Gesicht strahlte beim Anblick aller dieser Herrlichkeit. Das war wie eine neue Welt, was sich da vor den Augen des einsam Aufgewachsenen erschloß. Mit scheuer Bewunderung sah er zu Hansens Vater auf, zu dem gütigen Manne, der so mit seinem Buben lebte, daß er die Spiele und die Ziele des Sohnes zu den eigenen machte. Und eine beglückende Antwort auf all das, was aus den Blicken des kleinen Georg Bang aufleuchtete, war es nun, als Heinrich Gerold den Jungen leise an sich zog.

„Du mußt nun öfter zu uns kommen,“ sagte er, „wir wollen alle recht gute Freunde zueinander werden.“

Georg Bang sah gerade vor sich hin und nickte; er wußte, daß sein Freund Hans, der dort am Tische stand, vergnügt zu ihm herüberlächelte, aber er blieb ernst und rührte sich nicht. Ein nie gekanntes Gefühl ergriff ihn unter dem sanften Druck des Männerarmes, der um seine Schultern lag. Und erst, als nun der kleinen Sephi Hände nach seinen Fingern griffen, und als das Kind ihm eine Puppe entgegenhielt, die er bewundern sollte, löste sich dieser Bann. Mit einem Glücksempfinden aus Stolz und Scheu, aus Sehnsucht und Erfüllungsfreude wandte er sich den Schätzen auf dem Tische wieder zu. Dabei fühlte er, wie Herr Gerolds Augen mit mildem Lächeln auf ihm und den beiden eigenen Kindern ruhten.

Wenige Minuten später blieben die drei sich selber überlassen, denn in der halbgeöffneten Tür erschien Frau Gerold und wandte sich zu ihrem Manne: „Heinrich, dein Freund, Herr Crispi, ist gekommen und möchte dich begrüßen — du kommst wohl mit hinüber?“

„Herr Crispi?“ Herr Heinrich Gerold nickte, warf einen Blick noch auf die Gruppe um den Tisch und schritt nach der Tür.

Georg Bang aber hatte es geschienen, als wäre in dem Augenblicke, da sich der Vater seines Freundes zum Gehen wendete, all jene frohe, hingebende Innigkeit, die bisher auf den feinen Zügen gestanden hatte, von ihm gefallen, als schritte ein gequälter, sorgenvoller Mann dem Ausgang zu . . .

Als später die Kinder zur Schokolade ins Speisezimmer gerufen wurden, fand Georg Bang dort in dem schön getafelten, ein wenig düsteren Raume noch einen Herrn als Gast. Es war ein schlanker, sehr brünetter Mann mit schwarzem Spitzbart und auffallend dunklen Augen. Er trug sehr elegante graue Kleider, die ausfahen, als wären sie soeben erst gebügelt worden. Gleich beim Eintritt der drei Kinder wies Frau Gerold, die eben mit dem fremden Herrn gesprochen hatte, auf Georg hin.

„Das ist der kleine Georg Bang, der Freund von unserem Hans!“

Der fremde Herr trat näher zu dem Buben. Er lächelte, daß seine schönen weißen Zähne blühten, und streckte ihm die schmale, leicht gebräunte Hand entgegen.

„Also Georg heißt du? Und du willst a Weaner sein? Ich werd' dich Schorschel nennen! Einverstanden?“

Er hielt ein und sah den Buben lachend an.

Der aber sagte nichts. Er hatte zögernd seine Hand in die des fremden Mannes gelegt und bliete nun wie hilfseuchend nach Herrn Gerold.

„Na, Schorichel, also hör', was ich dir sag'!“ begann der fremde Herr aufs neue. „Also, ich bin der Onkel Crispi, frag nur den Hansl nach mir, der kennt mich schon! Oder die Sepherl — was, Kleines, wir zwei sind gute Freunde?“

Zögernd sah Georg auf die beiden, denen die letzten Worte gegolten hatten. Sie standen neben ihm und nickten ein wenig befangen.

„Guten Tag, Herr Crispi,“ sagte Hans dann plötzlich.

„Nun, Sephi, willst du nicht auch grüßen?“ fragte Frau Gerold, während sie näher trat.

„Guten Tag, Herr Crispi,“ klang jetzt auch die zarte Stimme des kleinen Mädels.

Auch später, als man an dem reich besetzten Tisch saß, dessen schönes Gedeck und dessen feines Geschloß auf Georg starken Eindruck machten, war es in erster Linie Herr Crispi, der die Unterhaltung führte.

In seiner lebhaften Weise und mit einer absichtlichen Betonung des Wienerischen in Dialekt und Inhalt seiner Reden, wandte er sich bald an die Eltern von Hans, bald an die Kinder, hier ein kleines lustiges Erlebnis erzählend, dort eine Scherzfrage stellend. Und dabei bligten seine Zähne unter dem schmalen, aufgedrehten Schnurrbartchen, und seine Augen, die so dunkel waren, daß man die Pupille nicht unterscheiden konnte, stachen mit ihrem feuchten Glanze bald hierhin, bald dorthin.

Aber seltsam war es: bei all' dieser beweglichen Lustigkeit, die von dem Manne ausging, blieb es doch wie ein drückendes Gefühl auf allen anderen. Meist klang sein Lachen allein durch das Zimmer. Schweigend und mit einem wehen, gequälten Zug um den Mund, der sich von Zeit zu Zeit verschärfte, daß man ihn füglich für ein Lächeln nehmen konnte, saß Herr Gerold neben dem kleinen Bang, und auch zu den Herzen der drei Kinder drang die Art von Herrn Crispis Scherzen nicht hin. Nur Frau Gerold lachte manchmal ein wenig, aber auch dieses Lachen schien Georg so seltsam fremd, und einmal war es ihm, als hätte sie gleich darauf verstohlen nach ihrem Manne hingesehen.

So kam es, daß die ausgezeichnet gute Schokolade und der wundervolle Guggelhupf den dreien nicht so schmecken wollte und daß sich Georg Bang aus diesem Zimmer sehnte, hinüber in die freundliche Kinderstube. Langsam gingen seine großen, stillen Augen von Herrn Heinrich Gerold zu Herrn Crispi. Die Worte, die Frau Gerold drüben gesprochen hatte, als sie ihren Mann herüberrief, fielen ihm ein: „Heinrich, dein Freund, Herr Crispi, ist gekommen.“ Das also war der Freund von Hansens Vater? Und warum war denn dieser so verstimmt und traurig, während der andere immer wieder lachte? Wie kam es, daß sie nicht zusammen lustig waren, wenn sie doch Freunde waren? Georg Bang konnte sich darüber keine Klarheit geben, aber als er nun wieder auf Herrn Gerold sah, dessen Hand nervös am Tischstuch nestelte, da griff er vor nach dieser Hand und hielt sie fest.

Als es geschehen war, erschraf er selbst. Fragend trat Herrn Gerolds Blick in Georgs Augen. Dann aber ging über das Gesicht von Hansens Vater ein leises, mildes Lächeln.

„Du bist ein lieber Bub, mein kleiner Georg!“ sagte er. Und er legte seine beiden kühlen Hände um diese Kinderhand und hielt sie fest, bis man sich bald darauf vom Tische erhob. Dann gab er jedem von den Kindern noch eine Schnitte Guggelhupf und schickte sie hinüber in die Kinderstube.

Wieder begann nun das Spiel der drei. Der Ernst, der eben noch auf diesen jungen Seelen gelastet hatte, verfloß gleich einer Nebeldecke, die entschwindet. Nur in dem Wesen Georgs blieb ein Rest davon. Und unvermittelt, während er mit Hans die Bilder der Naturgeschichte ansah, und während Sephi, die bei ihnen auf einem Sessel kniete, bald hier, bald

dort mit ihren kleinen Fingern auf eines von den Tieren wies: „Das ist das Reh! — Das ist der Fuchs!“ entrang sich ihm die Frage:

„Wer ist der Herr Crispi, Hans? Ist der wirklich ein Onkel von dir?“

Hans schüttelte wegwerfend den Kopf. „Der! Ich glaub', er war früher auch bei der Bank, drum kennt ihn der Papa. Ich mag ihn gar nicht!“

Und Sephi setzte leise, wie wenn es ein geheimnisvolles Wissen wäre, das sie da aussprach, hinzu: „Du, Georg, der Papa hat einmal g'sagt — ich hab's ganz genau gehört: Herr Crispi ist ein Levantiner!“

Nun sahen die Geschwister beide auf ihren Gast, als wollten sie aus seinen Mienen die Erklärung des seltsamen Wortes lesen. Aber auch der wußte nicht mehr als sie.

„Ein Levantiner?“ wiederholte er nur. Langsam schüttelte er den Kopf, aber das seltsam fremde Wort prägte sich ihm ein mit einem leisen Schauer. So also sah ein Levantiner aus. Ob die Mutter zu Hause ihm wohl sagen könnte, was das war? Oder ob der Herr Franz Schneeberger es vielleicht wüßte?

Zerstreut nur blickte er auf die bunten Bilder, die Hans vor ihm aufschlug. Erst nach einer Weile, und erst als Sephi ihn scherzhaft an dem Ohre zog: „Du, Georg, sag' was hast' denn?!“ wurde er wieder aufmerksam und munterer. Mehr und mehr nahm ihn die ungewohnte Herrlichkeit all' dieser Dinge, die sein Freund Hans besah, nun wieder in ihren Bann.

Später kam auch Herr Gerold wieder zu den Kindern, und auch Frau Gerold ließ sich für ein paar Minuten sehen. Herr Crispi war fortgegangen — von den Kindern hatte sich „der Onkel“ nicht empfohlen.

In seinem Arbeitszimmer am Piano spielte Herr Gerold den drei Kindern Lieder, und die drei jungen Stimmen schlossen sich zusammen und sangen jene munteren Gesänge, die sie aus der Schule kannten.

Um sechs Uhr ging es wieder in die Kinderstube, da wurden die Vorhänge der Fenster zugezogen und die Hängelampe über dem runden Tische angezündet. Dann holte Herr Gerold ein Buch herbei, und während die drei Kinder still um den Tisch saßen, auf den das Licht der Lampe milde herunterstrahlte, las er die schönen Lieder und Gedichte des Buches, auf dessen braunem Deckel als Titel in Goldbuchstaben stand: „Des Knaben Wunderhorn.“

Mit glänzenden Augen und geröteten, heißen Wangen lauschte der kleine Kreis der Stimme des Vorlesers, als gegen sieben Uhr der Klang der Klurglocke von draußen herein in das Zimmer drang und gleich darauf das Mädchen meldete, daß Frau Bang gekommen wäre, um ihren Georg abzuholen.

Herr Gerold schloß das Buch und erhob sich.

„Sie haben Frau Bang ins Wohnzimmer geführt?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Nein, gnä' Herr, sie hat gar nicht hereinkommen woll'n. Sie is noch im Wohnzimmer draußen.“

In Nu war Herr Gerold aus dem Zimmer, und gleich darauf erschien er wieder mit Georgs Mutter, die sich noch immer ein wenig sträubte und beteuerte, daß sie ja nur gekommen wäre, um ihren Buben abzuholen, um alles aber nicht stören wollte.

Georg war gleich beim Eintritt seiner Mutter auf sie zugeeilt. Er schmiegte sich an sie und schlang, da sie sich zu ihm niederbeugte, die Arme fest um ihren Hals.

Sie fühlte die Glut der heißen Wangen des Buben und sah, wie seine Augen strahlten. Und bei all' der jähen Freude, die sie ergriff, wie sie den sonst so blassen Buben nun wie erblüht und weit erschlossen vor sich sah, beschlich sie doch zugleich ein leises Bangen. Zögernd ging ihr Blick durch das Zimmer von ihrem Georg zu Hans und weiter zu Sephi und Herrn Gerold und wieder zurück in die Augen ihres Einzigen.

„Ist's schön hier?“ fragte sie dann, und in ihrer Stimme zitterte noch immer die Sorge, es könnte dieser helle, frohe

Kreis ihr von der Liebe ihres Vuben, ihres Alles, das Beste nehmen und entfremden.

Georg aber zog sie noch fester an sich.

„Mutter . . .!“ sagte er nur, und in der Art, wie seine Augen schauten, wie er sie nun zum Tische zog, um ihr zu zeigen, was dort von Hansens Herrlichkeiten noch zu sehen war, lag bei der Freude so viel heiße Liebe, daß ihre Sorge schwand und daß sie tiefen Dank empfand gegen die Menschen, die ihren Georg so glücklich machten.

Obwohl nun Frau Bang zum Ausbruch drängte, ließ Herr Gerold sie nicht so rasch ziehen. Sie mußte sich ein wenig setzen, dann ging er, um seine Frau herüberzuholen.

Georg aber und die beiden anderen Kinder, die Georgs Mutter auch schon oft gesehen hatten, wenn sie gelegentlich noch ihren Vuben von der Schule holte, standen um sie. Die beiden Knaben bemühten sich, die kleine Leydener Flasche an der Elektrifiziermaschine mit kleinen bläulich-gelben Funken zu füllen, damit Frau Bang dann den „Schlag“ versuche, die kleine Sephi aber drängte sich an sie und plauderte auf sie ein: „Du mußt oft zu uns kommen und Georg auch. Ich hab dich lieb, und wenn's die Mama erlaubt, so besuch ich dich auch einmal. Willst du?“

Frau Bang nickte und strich dem kleinen Mädchel über das goldig blonde Haar. Im stillen aber dachte sie mit leiser Bitterkeit, wie sich das schöne, feine Kind wohl ausnehmen würde bei ihr in den zwei einfachen, bescheidenen Stuben.

Da hauchte die Kleine nach der Hand auf ihrem Scheitel. Ganz verwundert strich sie nun mit ihren kleinen Fingern darüber hin.

„Was du für rauhe, harte Hände hast — meine Mama hat so ganz weiche!“

Wieder lächelte Frau Bang so seltsam sinnend.

„Deine Mama . . .“ Sie sprach nicht weiter.

Und da trat Sephis schöne Mama ins Zimmer, in ein duftiges, weites Hausgewand gekleidet aus leichter cremefarbiger Seide und vielen Spitzen. Freundlich und mit vorgestreckter Hand schritt sie auf Georgs Mutter zu, die sich rasch erhoben hatte. Aber so liebenswürdig und ungezwungen Frau Gerold sprach, so zustimmend sie Georgs bravem Verhalten während des ganzen Nachmittags ihr Lob erteilte — Frau Bang konnte sich eines erkältenden Gefühls von Befangenheit in Gegenwart der eleganten Frau doch nicht erwehren. Ihr war's bei all dieser gesüßlichen Freundlichkeit, als suchte Frau Gerold mit sicherer Überlegenheit die Klust von sich zu ihr zu überbrücken und als empfiende sie zugleich eine selbstzufriedene Genugtuung darüber, wie gut es ihr gelang, so ohne jeden Hochmut und ohne Herablassung zu sprechen. Erst als Herr Gerold dann wiederkam und in seiner herzlichen, warmen Art Frau Bang noch nötigte, ein Glas Wein zu nehmen, als er ein Buch einpackte, das er Georg leihen wollte, und in schlichten aber gefühlten Worten über die schöne Freundschaft der beiden Vuben sprach, die mit verlegenen roten Köpfen nun Hand in Hand an seiner Seite standen, da wurde auch sie wieder freier.

Dann war der Abschied gekommen. Zärtlich und erregt trennten sich Hans und Sephi von



◁ Kastamenblüte. ▷
Zeichnung von Robert Kämmerer.

ihrem Gaste, freundlich, und mit herzlichen Worten küßte Herr Gerold den Buben auf die Stirne, und nachsichtig lächelnd über all den Lärm und Trübel stand Frau Gerold in ihrem hellen fließenden Gewande da und nickte den Scheidenden zu.

„Adieu, liebe Frau Bang, und wenn Sie einmal nichts besseres vorhaben — ich bin jeden Donnerstag nachmittag sicher zu Hause.“

Ihre Hand griff dabei aufwärts nach dem schweren Knoten von reichem blonden Haar, der sich vielleicht auf ihrem Kopfe ein wenig gelockert hatte. Sie drückte mit gespreizten Fingern die Nadeln fester. Von ihrem weißen Arm aber fiel der weite Spitzenärmel zurück, daß man die wunderschöne Linie sah.

Als einen letzten Eindruck nahmen die Scheidenden noch dieses Bild mit sich. Dann schlossen sie die Thür.

Schweigend schritten Frau Bang und Georg die teppichbelegte Treppe hinunter. Der Bub hatte den Arm der Mutter fest umschlungen. Aber so sehr erfüllt war er von allem dem, was sich wie eine neue Welt ihm in den letzten Stunden erschlossen hatte, daß er zunächst kein Wort über die Lippen brachte. Auch auf der Straße blieb er schweigsam, nur als Frau Bang sich einmal niederbeugte und ihm in die Augen lächelte, da sagte er: „Mutter, so gut ist Herr Gerold . . . so gut, daß man es gar nicht sagen kann.“

Von da ab kam Georg öfter zu seinem Freunde Hans und dessen kleiner Schwester, zu Sephi. Immer inniger wuchs das Leben der drei Kinder zusammen, immer näher schlossen sie sich aneinander. Herr Gerold aber pflegte diese heiße Kinderfreundschaft, indem er alle drei in seine Sorge einschloß.

Häufig kam es nun vor, daß des Sonntags früh um neun Uhr die helle Klingel an der Thür von Frau Bang ertönte. Und wenn sie öffnete und schaute, was es gäbe, dann stand der kleine Gerold in seinem schmucken Matrosenanzug da und hielt den breiten Strohhut in der Hand.

„Guten Morgen, Frau Bang — ist der Georg schon auf?“

Aber da war Georg, der die Stimme des Freundes gehört hatte, auch schon bei diesem an der Thür.

„Papa ist unten und die Sephi. Sie warten im Hof — wir wollen nach Korneuburg — und der Papa läßt sich auch schon empfehlen und fragen, ob der Georg mit uns kommen darf.“

Und da gingen die Augen der beiden Buben so bittend und so hoffend in die von Frau Marie Bang, daß sie, die zaudernd noch und unruhig die Hände an der Schürze wischte, schließlich die kleine Sünde auf sich nahm und ihren Georg von dem Kirchgang freigab. Für seine blassen Wangen war es sicher besser, wenn er ins Grüne kam, so würde es wohl der liebe Herrgott verzeihen, zumal, wenn sie dann nach der Messe noch ein wenig länger blieb und noch ein paar Gebete für den Buben sprach!

Und nun begann ein Eilen und Hasten in der Stube. Hans stand am Fenster und sah hinunter in den Hof, wo neben den zwei in tiefem Sommergrün aufragenden Kastanienbäumen sein Vater und die kleine Sephi standen. Jubelnd rief er die beiden an. Wie klein sie ihm erschienen, da unten in der Tiefe! Und Sephi schlug die Hände zusammen: So hoch da oben war der Bruder — beinahe unter dem Dach!

Georg aber schnürte in aller Eile seine Schuhe zu und suchte, so schnell wie möglich, fertig zu werden, damit Herr Gerold nicht zu lange warten mußte. Ein herzlicher Abschied von der Mutter, noch auf der Treppe einige Ermahnungen mit auf den Weg, und dann ging es hinunter zu den beiden bei den Kastanienbäumen.

Hinter den Vorhang gedrückt, sah Frau Marie Bang vorsichtig hinunter. Sie sah, wie die beiden Knaben aus dem Hause traten und wie sie froh von Hansens Vater und von Sephi aufgenommen wurden. Sie sah, wie aus dem Wesen ihres Georgs bei allem dem die Freude feierlich und festlich strahlte, und wußte, daß für ihren Buben nun ein paar Stunden kamen, so froh und reich, wie sie ihm die nicht geben konnte. Und als der Hof schon lange leer geworden war von Menschen, stand sie noch immer still am Fenster und sah

hinab ins fatte Grün der beiden Bäume. Ihre Gedanken gingen mit dem Buben.

Erst als von nebenan das trompetenhelle Schmeuzen des Herrn Franz Schneeberger erscholl — das mittels eines großen roten Taschentuches und der Nase vollführte, untrügerische Signal, daß der ausgedehnte Sonntagschlummer ihres Zimmerherrn beendet sei — schrak sie auf. Nun galt es, den Kaffee für Herrn Schneeberger zu wärmen — und dann die Stube — lieber Gott, wie sah es da schon wieder aus! Hier standen noch die Hausschuhe des Buben, und dort auf dem Stuhl lag noch seine Alltagsjacke, an der die beiden Knöpfe anzunähen waren.

Still, daß diese es kaum merkte, nahm so die kleine Alltags-sorge Frau Bang nun wieder an die Hand und führte sie durch die nächsten einsamen Stunden. Aber während Frau Marie Bang die hundert kleinen Handgriffe tat, die ihrem stillen Haushalt sein Leben gaben, während sie säuberte, dort rückte, dann wieder in der Küche schaffte und den bescheidenen Staat zum Kirchgang aus dem Schrank holte, trat auch das Bild des Buben und der anderen, mit denen er gegangen war, für Augenblicke immer wieder vor sie hin. Und das blieb so — auch in der Kirche während der Gebete, daß sie mit leisem Vorwurf den Kopf schüttelte, und daß sie später wie zur Buße für ihre Zerstreutheit dem Mesner, der im scharlachroten Mantel mit seinem Klingelbeutel hallenden Schrittes durch die Ruße schritt, den doppelten Betrag als sonst zum Kirchenopfer gab.

Nach ein Uhr kam dann Georg von der Landpartie nach Hause. Strahlend glücklich, mit leuchtenden Augen. Für die Mutter brachte er Blumen mit, die er draußen in den Donauauen oder im Wienerwald gefunden hatte, rote Steinnellen und blaue Glockenblumen, Kornraden und als Prunkstück eine gelbe Königssterze oder einen purpurfarbenen Türkenbund. Und was gab's da nun nicht alles zu erzählen! Von jedem Kleinsten konnte er berichten. Von den Eidechsen, die sie im sonnenwarmen Geröll des alten Strombettes gesehen, und deren eine ihnen Herr Gerold auch gefangen hatte, daß das kleine, grün-schillernde Tierchen dann ein paar Augenblicke lang mit hochatmendem Körperchen auf Sephis Hand gesessen hatte, bis sie ihm die Freiheit wieder geschenkt hatten. Von dem dicken alten Hasen, der kaum drei Schritte weit von ihnen ganz plötzlich aus der Wiese ausgesprungen war, von der schönen Fahrt auf dem Dampfschiff, die Donau herunter, und von all dem, was Herr Gerold ihnen erklärte und was Hans und Sephi erzählt und gesagt hatten.

Frau Bang hörte auf die Worte ihres Georgs und nickte leise vor sich hin. Gewiß, das konnte sie dem Buben nicht geben. Wenn sie mit ihm hinausgefahren wäre — es würde doch bei allem ihrem Willen, jung zu sein mit ihm, die rechte Freude nicht für ihn geworden sein. Das war ja richtig — was mußte sie von all den Tieren, von denen Herr Gerold so viel zu erzählen wußte, und von all den Pflanzen, die er bestimmen konnte! Und dann — wie teuer kam nicht solch eine Partie! Der Stellwagen, das Schiff — und essen mußte man doch schließlich auch etwas; gar nicht zu rechnen, wie man sich die Sonntagskleider noch verderben konnte. Gewiß, das waren alles kleine Summen, aber das wuchs und gab am Ende manchen Gulden. Sie aber mußte oftmals mit dem Kreuzer rechnen.

So war Frau Bang im stillen Herrn Gerold herzlich dankbar, daß er den Buben so viel Schönes mitgenießen ließ; was eine Kinderfreundschaft erst gewesen war, das ließ gar bald auch eine innige Teilnahme in den Herzen dieser Großen entstehen. —

Und Sommer war es noch immer, wenn auch schon sinkender Sommer, als in dies schöne Jugendglück von Georg Bang das Leben seine erste tiefe Wunde riß.

Vom Turm der Kirche hatte es zwölf Uhr geschlagen.

Frau Bang stand am Fenster und sah hinunter in den Hof, durch den jetzt bald ihr Georg kommen mußte. Ihr



By permission of C. K. Clifford & Co., Publishers 24 Haymarket, London.

Das alte Lied.

Gemälde von W. S. Marcetson.

Blick war tränen schwer und trübe, ihr Mund so traurig und so felsam herbe, wie sie ins ernste Grün der beiden Bäume sah. Tiefdunkel war es nun beinahe schwarz. Nur, wie auf einem Haupte, das in reifen Mannesjahren steht, sich leise hier und da ein weißes Haar ins dunklere Gelocke schiebt, so blinkte bei den schwellenden Kastanien schon hier und da ein weißes Blatt, ein stiller Mahner, daß der Herbst nicht fern war. Seltam ergriff Frau Bang dies erste Zeichen von Werden und Vergehen, und eine Sehnsucht nach dem Anblick ihres Bubens kam über sie, daß sie sein Kommen kaum erwarten konnte.

Gestern hatte Hans Gerold zum ersten Male in der Schule gefehlt.

Auf Georgs Bitte war sie dann nachmittags hingegangen und hatte sich danach erkundigt, was dem Buben fehlte. Herr Gerold, der des Kindes wegen zu Hause geblieben war von seinem Amte, war selbst zu ihr gekommen in das Speisezimmer. Und lächelnd, wenn auch selbst nicht frei von aller Sorge, hatte er sie beruhigt: ein leichtes Fieber, wohl eine Erkältung, weiter nichts. Der Arzt wäre schon dagewesen, er meinte, daß es glatt vorübergehen würde. Und Hans sei munter und liebe den Freund schon grüßen.

Ja — das war gestern. Und heute — vor knapp zwei Stunden — war Gerolds Stubenmädchen dagewesen und hatte ihr den furchtbaren Bericht gebracht, daß Hans heute früh dem Scharlachfieber erlegen war.

Sprachlos, star und unvermögend, es zu fassen, hatte Frau Bang das Mädchen, das die Wohnung nicht betreten wollte, angesehen.

Hans sollte tot sein?! Hans, der hier an dieser Stelle, wo sie nun standen, so oft gestanden hatte in dem Matrosenanzug mit dem breiten Strohhut? Hans, der doch gestern seinen Freund noch grüßen ließ?

Dann aber, wie ihr Auge auf die Unglücksbotin fiel, da kam ihr die Erkenntnis des Geschehens, und auf der Treppe brachen beide Frauen, Frau Bang und Gerolds Mädchen, in heiße Tränen aus.

„Der arme Hans — nein, Gott — wie ist das möglich! Und der arme Herr — wie ist das furchtbar für den armen Vater!“

Zwei Stunden war das her. So lange schon? Wie doch die Zeit dahingegangen war!

In ihrer Küche lag noch alles unberührt, noch war kein Feuer in dem Herde, kein Bißchen für den Mittagstisch gerichtet.

Da plötzlich schreckte Frau Marie Bang am Fenster auf, und ein Zittern befiel sie, als stünde sie vor einer wichtigen Entscheidung. Der kleine Bub, der jetzt da unten aus der Einfahrt des Vorderhauses trat, über das Pflaster trollte, sich jetzt niederbückte, um die unreife, vor der Zeit gefallene Kastanie aufzunehmen, war Georg! Jetzt blickte er herauf — jetzt sah er sie — und nickte, lächelte und eilte in das Haus.

Frau Bang aber ergriff die Angst davor, daß sie dem Buben, der sie eben noch so munter angesehen hatte, nun diese Schmerzensbotschaft geben sollte. Und ehe sie noch selbst im Klaren war, was sie beginnen sollte, hauchte sie schon auf ihr festgeballtes Taschentuch und drückte dann das warme Tuch an ihre Augen. Er sollte ihre Tränen nicht gleich sehen, er sollte nach und nach erfahren, was geschehen war!

Im Vorzimmer draußen, gleich nachdem sie ihm die Tür geöffnet und seinen Gruß und Kuß empfangen hatte, fing er schon von Hans zu sprechen an. Daß der auch heute noch nicht in der Schule gewesen wäre und ob die Mutter nicht nach Tisch noch einmal hingehen wollte, um nach ihm zu fragen.

Und wie der Bub dann bettelnd, daß sie das doch tue, die beiden Hände von Frau Bang ergriffen hielt, da war sie herzlich froh in ihrem Schmerze, daß es so dämmerdunkel im Vorzimmer war und daß ihr Georg ihr nicht in die Augen sehen konnte. Schon dachte sie, es wäre überwunden, da stieg unter dem Drucke dieser unruhig stehenden Knabenhände das Wohlgefühl so mächtig und so überquellend heiß in ihr empor,

daß sie sich zu dem Buben niederbeugte und ihn mit Leidenschaft in ihre Arme schloß.

„Mein Georg — du mein Einziger — —!“

Verwirrt und hastig riß sie sich dann los.

„Jetzt geh' ins Zimmer — ich hab' noch zu tun. Ich glaub', mein armer Bub', mit Hans steht's gar nicht gut —“

„Du weißt was, Mutter . . .?“

Seine Hände waren plötzlich kalt und fielen schlaff von ihr. Und über sie kam wieder jene Angst. Ganz ratlos war sie vor dieser erregten Knabenstimme.

„Was soll ich wissen — er ist eben krank — sehr krank —“

Sie bog sich wieder nieder. Schon wollte sie dem Drange folgen, der sie mit kaum bezähmender Gewalt ergriff, und ihrem Georg sagen, was geschehen war, da sah sie dieses in Entsetzen schier vergehende Gesicht — und zwang sich mit der ganzen Kraft der Liebe zu einer Lüge.

Ein Lächeln schob sich stark um ihren Mund, und ihre Finger streichelten mit Zittern des Bubens Wange.

„Es wird schon wieder werden, Georg — schau — Gott wird schon helfen —“

Und mit dem Reste ihrer Selbstbeherrschung schob sie den Buben in das Zimmer und schritt dann selber nach der Küche, wo sie vor dem noch kalten Herde weinend auf einen Küchenstuhl niedersank.

Georg stand unterdessen still im Zimmer an jener selben Stelle, dahin die Hand der Mutter ihn geschoben hatte. Und wie wenn ihm die Hand noch immer leise auf der Schulter läge, war es ihm zumute. Der Nachhall des Geräusches, mit dem die Tür sich geschlossen hatte, lag ihm im Ohr, und eine bange, träumerische Angst erfüllte ihn.

„Es wird schon wieder werden, Georg — schau — Gott wird schon helfen —“

Und dazu jenes felsam starre Lächeln.

Das alles hatte sich — ihm unbewußt — um sein Gefühl gelegt, gleich einem Banne.

Er konnte nicht erfassen, was geschehen war, und dennoch wuchs in ihm ein Fürchten ohne Ziel. So sah er zag und ängstlich vor sich hin, die Lippen aufgezogen wie in tränenlosem Weinen.

Und plötzlich schlangen sich dann seine Finger ineinander, er kniete nieder auf der Stelle, wo er stand, und durch das stille Zimmer drangen deutlich seine Worte:

„Lieber Gott — nur dem Hans soll nichts geschehen — lieber Gott, mach's, daß nur dem Hans nichts geschieht!“

Als Georg wieder aufstand, war ihm freier zumute. Nur ein felsames Gefühl hatte er jetzt — gleichwie, als wäre er nicht allein im Zimmer, als ruhten jemandes Augen unverwandt auf ihm.

Er sah um sich — aber da war niemand.

Eine Weile stand er noch still vor dem Tisch — doch dieses felsam beklemmende Gefühl ging nicht von ihm. Es hatte ihn ergriffen wie Gespensterfurcht am hellen Tage. Und plötzlich, ohne daß er wußte, was ihn trieb, wandte sich Georg um, riß die Tür auf und eilte nach der Küche.

„Mutter . . .!“

Die lehnte an dem Herde, und während sie ein Streichholz an das Papier und die Holzspäre hielt, die zu dem Mittagessen Feuer geben sollten, ließen ihr helle Tränen über das Gesicht. Nun wandte sie sich um . . . da stand ihr Bub vor ihr — da sah er ihre Augen und verstand.

Und Frau Marie Bang, die gerne ihr Bestes hingegeben hätte, um ihrem Buben diesen Schmerz zu ersparen, konnte nur nicken und die Hände ihm entgegenstrecken. Nun war's heraus, nun wußte er, daß er den Freund nie wieder sehen würde. Fest zog sie ihren armen Buben zu sich heran, und sein Körper, den das Schluchzen wie mit Fäusten schüttelte, schmiegte sich an ihren . . .

Neben den beiden knifferte das Feuer im Herde. Es brannte heller und rauschte lauter, als die trockenen Späre in flackernden Brand gerieten. Aber Frau Bang achtete nicht

darauf. Auch als die Flamme wieder kleiner wurde, schob sie ihr keinen neuen Brennstoff zur Nahrung zu. Knisternd und leise raschelnd erlosch das Feuer . . . sie dachten beide nicht ans Mittagessen.

Später, als zitternde Reden an Stelle des willenlosen Schluchzens getreten waren, als Georg ein wenig ruhiger geworden war, bestand Frau Bang darauf, daß sich der Bub für eine Stunde niederlegte. Und so erschöpft war er von all dem Schmerz, daß ihn der Schlaf umfing, obwohl ihm die Augen naß von Tränen waren und sein Atem noch zitternd auf und nieder ging. —

Abends kam Herr Franz Schneeberger. Als er ins Zimmer trat, da wußte er schon, was geschehen war. Frau Bang hatte ihm gleich, als er nach Hause gekommen war, im Vorzimmer die schlimme Nachricht mitgeteilt. Still und ernst drückte er sich nun herüber. Schon gleich sein Klopfen an der Tür

war leiser, zaghafter gewesen als sonst. Und wortlos sinnend saß er dann lange mit Frau Marie Bang und Georg an dem Tische. Das leise Schnagen, wie er an der Pfeife sog, war wohl das einzige Geräusch. Verstoßen blickte er manchmal nach Georg, aber er sagte nichts, nur um die Augen ging's ihm wie ein Zucken.

Und als er, früher noch als sonst, sich dann erhob, strich er, der jeder zärtlichen Regung doch sonst so ferne stand, mit einer ungelassenen Geste dem Buben übers Haar.

„So kommt's, mein Bub — sei gut — das geht vorbei. Besser noch, so seine Freunde verlieren — als anders. Und früher oder später wär's ja doch gekommen. Jetzt is der ganze Kladderadatsch vorbei — vielleicht is das am besten so für dich!“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, ging Herr Schneeberger still hinaus in seine Stube . . . (Fortsetzung folgt.)

Die Hygiene der jungen Mädchen.

Von Professor Dr. E. Heinrich Kisch.

Um das 14. bis 15. Lebensjahr treten (in unseren Klimaten) bei den jungen Mädchen jene Entwicklungsveränderungen auf, die das Kind zur heranreifenden Jungfrau umgestalten. In dieser Zeit geht eine gewaltige Umgestaltung des ganzen Organismus vor sich, der sich der Naturbestimmung des Weibes als zukünftiger Gattin und Mutter allmählich anpassen muß. Körperlich und geistig, innerlich und äußerlich geht diese Umwandlung voran. Die ganze Gestalt erhält weichere, sanftere, schmiegsamere Formen an Stelle der bis dahin unbeholfenen, eckigen Linien. Die Gesichtszüge runden sich mehr, der Übergang des Halses in die Schultern erhält sein gebogene Begrenzungslinien, die Büste wölbt sich in grazioser Weise, die Hüften treten harmonisch hervor, die Bewegungen werden gelenkiger und gefälliger, die ganze Figur nimmt den Ausdruck des charakteristisch Weiblichen, des Schmiegsamen und Eleganten an.

Von diesen Veränderungen und körperlichen Ausgestaltungen des jungen Mädchens wird sein ganzes geistiges Wesen, die Gemütsstimmung und Gefühlsrichtung beeinflusst. Auch die unschuldigste und unerfahrenste Jungfrau wird von der Ahnung erfüllt, daß ihr ferneres Leben vor neuen Aufgaben steht, und von dem Sehnen beherrscht, daß die Liebe in ihr Herz einziehe. Die kindliche Unbefangenheit ist dahin, das seelische Gleichgewicht gestört. Lachen und Weinen, lustiges Singen und stummes Hinbrüten wechseln rasch, die Gesellschaft der Jünglinge wird schamhaft gemieden und doch wieder sehnsüchtig aufgesucht, der Geschmack an den früheren Spielen ändert sich, das Gefallen an neuen Beschäftigungen fröhlicher und ernster Art tritt hervor. Das junge Wesen mit dem schlanken Wuchse, den feinen Zügen, den glänzenden Augen, den wellenförmigen Linien, der vollen klingenden Stimme, dem gefälligen Gange will nicht mehr als Kind angesehen werden, es hat das weibliche Selbstbewußtsein und unbestimmte weibliche Wünsche nach Liebe und Zukunft.

Diese Lebenszeit, die bedeutungsvolle Phase im Entwicklungskreis des Weibes, zeichnet sich aber durch eine große Umwälzung in den gesamten Lebensvorgängen, durch eine starke Neigung des Individuums zu einer Reihe von Störungen in den Funktionen der verschiedensten Organe, zu mannigfaltigen krankhaften Veränderungen, durch eine Gesamtänderung des Stoffwechsels mit geringerer allgemeiner Widerstandsfähigkeit aus. Es tritt dies am deutlichsten in der durch statistische Ziffern erwiesenen Tatsache zutage, daß in dieser Lebensperiode die Sterblichkeit der Mädchen im Vergleich zu jener der gleichaltrigen männlichen Individuen wesentlich größer ist.

Unter den krankhaften Vorgängen in den weiblichen Entwicklungsjahren ist am häufigsten und auffallendsten die

Bleichsucht (Chlorose) der jungen Mädchen. Zustände von allgemeiner Blässe mit Abnahme der Kräfte, die durch eine Veränderung der Blutbeschaffenheit hervorgerufen werden. Diese von der Norm abweichende Blutmischung hat nicht so sehr in einer Verminderung der Zahl der roten Blutkörperchen ihren Grund wie bei anderen anämischen Zuständen, sondern ist durch die Verringerung des Blutfarbstoffes, des eisenhaltigen Hämoglobins veranlaßt. Als Ursache dieser Blutverarmung an Hämoglobin wird eine Schwäche der blutbildenden Organe, eine Herabsetzung ihrer so lebenswichtigen Tätigkeit angesehen. Und diese Verminderung der Blutneubildung ist wiederum durch mannigfaltige Momente der inneren Entwicklungsstörung wie der äußeren Lebensführung bedingt, in letzter Beziehung durch nicht zweckentsprechende, ungenügende Nahrung, durch langes Stubenhocken in ungelüfteten Räumen, durch nicht ausreichende Dauer des Nachtschlafes, durch anhaltende Gemütsbewegung und seelische Erregung, durch unhygienische Kleidung, die dem stetigen Wachstum des Körpers nicht Rechnung trägt. Ganz besonders wird in jüngster Zeit auch die Schädlichkeit des Tragens des Mieders, der Schnürbrust mit dem Zustandekommen der Bleichsucht in Verbindung gebracht.

Das Aussehen der Bleichsüchtigen ist dieser Bezeichnung entsprechend, die Farbe des Gesichtes blaß, die ganze Haut auffallend weißgelblich, zuweilen ins Grünliche spielend, die Lippen und sichtbaren Schleimhäute haben ihre natürliche frische Röte verloren, die Büste erhält bei sonst schönem Körper zuweilen geradezu das Aussehen einer Marmorstatue. Meistens ist keine wesentliche Abmagerung vorhanden, im Gegenteil, die Mädchen sind oft auffallend stark, aber das Fettgewebe selbst ist schlaff, weich, locker, wobei es leicht zu Schwellungen (Ödemen) an verschiedenen Körperstellen kommt. Die Muskulatur ist gewöhnlich nicht kräftig, die mechanische Leistung der Muskeln gering. Aus diesen und anderen Gründen wird bei einiger körperlicher Bewegung schon über Ermüdung und Mattigkeit geklagt, ferner über Unlust und Unfähigkeit zu jeder stärkeren Arbeit. Dabei ist der Appetit vermindert, oder die Gbhlust richtet sich auf ungeeignete Nahrungsmittel, besonders auf saure, pikante Speisen. Die Verdauung liegt danieder, die Zunge ist belegt, im Munde wird ein pappiger Geschmack empfunden, nach dem Essen, zuweilen auch schon nüchtern, tritt ein Gefühl von Magendrücken, Schmerz in der Magenegend auf, zuweilen saures Aufstoßen, Brechneigung, Aufgetriebenheit des Leibes, Trägheit des Darmes, kurz: eine Fülle unangenehmer, belästigender Symptome, die erweisen, daß die schlechte Beschaffenheit



D. RENNWALD, BELG.

1854

Im etc.
Bendite 100 0 000012.

des Blutes die Verdauungsvorgänge und damit die Ernährung des Körpers beeinträchtigt.

Die häufigste Beschwerde in dieser Entwicklungszeit der jungen Mädchen ist das nervöse Herzklopfen, das als das unbeagliche Gefühl vermehrter und verstärkter Herzschläge empfunden wird und häufig zu der ganz unbegründeten Angst führt, daß eine wirkliche Erkrankung des Herzens vorliege. Zuweilen gibt auch die durch mangelhafte Blutbildung verursachte mangelhafte Ernährung und Leistungsfähigkeit des Herzmuskels den Anlaß zu Herzbeschwerden. Der Puls ist meist nicht kräftig, weich, leicht zu unterdrücken, die Zahl der Pulschläge etwas erhöht, 72 bis 80 in der Minute, und schnell rasch bei körperlichen Anstrengungen oder Gemütsaufregungen bedeutend, bis auf 120 und mehr Schläge in der Minute, empor. Am Herzen sind oft Geräusche, auch an den großen Halsvenen, das sogenannte Konnengeräusch, hörbar, die jedoch keine ernste Bedeutung haben und mit der Heilung der Bleichsucht wieder verschwinden. Nicht selten treten periodisch, ohne jeglichen Anlaß oder nach einem sehr geringfügigen Anlasse mächtige Anfälle von nervösem Herzklopfen mit schrecklichen Angstgefühlen, länger oder kürzer dauernd, des Tages oder auch in der Nacht auf.

Die in dieser Lebensphase sich machtvoll gestaltenden Eingriffe in das Nerven- und Gemütsleben der jungen Mädchen, die vielgestaltigen, mit den Entwicklungsvorgängen in Verbindung stehenden neuen Gedanken, Hoffnungen und Befürchtungen bringen es, namentlich bei einer angeborenen, ererbten Nervenschwäche zuwege, daß mannigfache Störungen des Nervensystems auftreten. Recht häufig fällt in diese Zeit die erste Attacke durch Migräne, quälender Kopfschmerz. Auch nervöse Zuckungen einzelner Muskelgruppen, verschiedene Erscheinungen von Krämpfen, Schmerzanfälle an den Unterleibsorganen kommen vor, dabei Verstimmung, launisches Wesen, reizbare Veränderlichkeit, Neigung zum Weinen, schwere Angstgefühle, Willensschwächungen, moralische Veränderungen, krankhafte Triebe, melancholische Anwandlungen, große Überempfindlichkeit, Störungen des Gesichtes wie Gehörsinnes, auch der Geruchsempfindung, unter besonders ungünstigen Verhältnissen sogar böse Formen von Geisteserkrankung.

Aufgabe des Arztes wie des Erziehers ist es, in erster Linie durch geeignete hygienische Maßnahmen die Widerstandsfähigkeit des Organismus zu erhöhen, für zweckmäßige Ernährung, genügende Bewegung in frischer Luft, angemessene Kleidung, ausreichenden Schlaf Sorge zu tragen, schlechte Lebensgewohnheiten abzustellen, gesellschaftliche und arbeitliche Verhältnisse zu regeln, auf Geist und Gemüt lenkenden Einfluß zu üben, kräftigend und abhärtend zu wirken.

Die den Mädchen in dieser Periode der Reife gebotene Nahrung muß, besonders bei Neigung zur Bleichsucht, einen möglichst hohen Eiweißgehalt bei leichter Verdaulichkeit der Nahrungsmittel besitzen. Im allgemeinen soll die an Eiweiß reiche Fleischkost vorwiegen, doch sollen auch reichlich frische pflanzliche Nahrungsmittel wegen ihres Gehaltes an Nährsalzen geboten und dabei die an Eisenverbindungen reichen Gemüse, wie Spinat, Hafers, Bohnen, Linsen, bevorzugt werden, daneben frisches oder gekochtes Obst in größerer Menge. Die Mahlzeiten biete man in regelmäßigen Zwischenräumen mehrere Male, vier bis fünf, des Tages, nicht zu viel auf einmal. Das Abendessen sei nicht zu reichlich und zu schwer, am besten weiche Eier oder Omelette, Milch. Alkoholhaltige Getränke sind zu meiden oder bei starker Gewöhnung mindestens auf die geringsten Mengen einzuschränken, hier und da zur Anregung des Appetits ein Glas Bier oder ein Gläschen leichtem Weines.

Für den Küchensettel der Bleichsüchtigen empfehle ich besonders Braten von Rindfleisch und Kalbfleisch, auch englisch zubereitete halbrohe Beefsteaks, Schinken, Braten von Hirsch, Reh, Hase, Feldhuhn, Wildhuhn, Kranzsvogel, Haselhuhn, Schneehuhn, Fasan, Huhn, Taube, Truthahn, Kalbsbrües, Austern, Spargel, Blumenkohl, Spinat. Zur Abwechslung

der Speisefarte können auch Fische, Schellfisch, Hecht, Forelle, verwendet werden. Vor und nach der Mahlzeit ist Ruhe von halb lünder Dauer nützlich.

Bei großer Magerkeit blutarmer junger Mädchen muß fett-haltige Kost in ausreichendem Maße, Milch, Rahm, Butter auf die Tafel kommen, auch eine größere Menge von Mehlspeisen, Reis, Kartoffelbrei, Arrowroot, Tapioka, Hafer- und Gerstemehl zu den Speisen verwendet werden, ferner Mohrrüben, weiße Rüben, süße Früchte, Trauben, eingemachte Früchte, von Getränken außer Milch auch Schokolade und Kakao. Bei der anämischen Form der Fettleibigkeit, die Bleichsüchtige wohlhabender Stände häufig infolge von Bewegungsmangel und Überfütterung bieten, müssen die soeben genannten Fettbildner naturgemäß vom Tische möglichst strenge verboten werden.

Ausreichende körperliche Bewegung, namentlich in frischer Luft, ist im allgemeinen den jungen Mädchen dringend anzuraten, allerdings mit der notwendigen Berücksichtigung der zulangenden Kräfte und des individuellen Befindens. Bleichsüchtige dürfen die Bewegung nicht übertreiben, müssen sie unter Umständen sogar sehr einschränken. Für schwere Fälle von Bleichsucht hat der berühmte Kliniker Professor Rothnagel Bett-ruhe von vier- bis sechswöchiger Dauer angeraten. Zuweilen ist eine Liegekur mit vorwiegendem Ruhen im Freien abwechselnd mit leichter Gymnastik und Körpermassage von Nutzen. Aber in der weitaus größten Zahl der Fälle sollen junge Mädchen viel im Freien gehen und laufen, springen und turnen, um ihre Muskeln zu kräftigen, ihre Körperhaltung zu festigen, den Blutkreislauf zu fördern, die Lungen zu weiten, die Atmung zu vertiefen, die Verdauung anzuregen. Das viele Stubenhocken und Stillhocken, sei es an der Nähmaschine und am Arbeitstische, oder am Piano und über den Büchern, sowie das träumerische Liegen auf dem Sofa wirken nach allen diesen Richtungen geradezu schädlich. Für junge Mädchen, die in so günstigen Verhältnissen leben, daß sie nicht zu arbeiten brauchen, ist eben deshalb eine bestimmte, körperliche Arbeit als tägliche Aufgabe nötig, und wenn sich dies durchaus „nicht schießt“ und die Wirtschaft gar keine Gelegenheit zur Betätigung bietet, nun dann sollen die Damen in Gottes Namen den beliebtesten modernen Sport treiben, der das Gute hat, zur Bewegung im Freien anzuregen. So ist ein recht geeignetes Bewegungsspiel in frischer Luft das Lawn-Tennis, so sind Schwimmen und Rudern angenehm und nützlich, so ist im Winter Schlittschuhlaufen bei vorrichtiger Wahrung gleichfalls zu empfehlen. Hingegen halte ich das Rad-fahren für keine passende körperliche Übung in den Jahren der Entwicklungsperiode.

Besondere Sorgfalt ist der Kleidung zuzuwenden, auch wenn dabei die noch immer ungenügend gewürdigte Hygiene mit der allmächtigen Gewalt der herrschenden Mode in Verzenas und Streit gerät. Ich will nicht in die bekannten ärztlichen Strafpredigten gegen das Mieder verfallen, obgleich sie vollkommen berechtigt und mehr denn je begründet sind. Der Kampf gegen die Schnürbrust wird von den Ärzten schon lange genug geführt, der Erfolg ist aber im allgemeinen noch unzureichend, und zumeist bleibt die Schneiderin Siegerin. Aber ich möchte nur hervorheben, daß nicht nur das Mieder, sondern alle eng-anliegenden Kleider gerade in den Jahren des Wachstums der Formen, der Entwicklung wichtiger Organe schädigend wirken müssen, indem sie die freie Bewegung des Brustkastens behindern, die normale Lagerung der Unterleibsorgane einzwängen, das Herz in seiner Arbeit beeinträchtigen, die Eingeweide zusammendrücken, Schnürleber und Wanderniere verursachen, das feste Gerüst, Rückgrat und Becken in seiner Struktur erschüttern. Zu luftige, offene Kleidungsstücke, die zu Erkältungen Anlaß geben, sind ebenso wenig hygienisch wie zu warme, erzhende Toilettebestandteile, die unangenehme Reizzustände veranlassen. Aus letzterem Grunde sind auch schwere Federbetten für die Schlassäfte der jungen Mädchen ungeeignet. Diese sollen vielmehr auf Matratzen ruhen und sich nur mit einer leichten Decke versehen. Der Schlaf soll ausreichend lange dauern,

aber nicht zu spät beginnen und nicht zu weit in den Tag hinein ausgedehnt werden.

Zur Kräftigung des Körpers, Abhärtung der Haut und Hebung der ganzen Widerstandsfähigkeit des Organismus gegen äußerliche Schädigungen, gegen Wind und Wetter sind für sonst gesunde Mädchen kurz dauernde, durch 1 bis 2 Minuten vorgenommene Abreibungen mit kühlem und kaltem Wasser ein vorzügliches Mittel. Man muß nur vorsichtig dabei zu Werke gehen, zuerst mit Wasser von 26 Grad Celsius beginnen und mit der Temperatur allmählich bis auf 20, 15, 10 Grad Celsius heruntergehen und die Abreibungen morgens beim Aufstehen oder abends vor dem Schlafengehen anwenden oder an ihrer Stelle kalte Regenbäder, einige Sekunden bis eine halbe Minute dauernd, geben. Wenn die jungen Mädchen zart und etwas blutarm sind, so tut man gut, eine halbe Stunde vor der Anwendung des kalten Wassers ein Glas warme Milch oder eine Tasse warmen Tee trinken zu lassen und nach der Kaltwasserprozedur eine halbe Stunde Bettruhe zu gewähren, damit keine zu starke Wärmeentziehung erfolge. Bei ausgesprochener Bleichsucht oder hochgradiger Nervenüberreizung ist das Abspülen, Übergießen, Duschen mit kaltem Wasser ein zu energischer Vorgang, und diesem Verfahren ist lauwarmer, allmählich erst kühler gebotene Teilwaschung oder ganze Waschung des Körpers als milder anregend und doch erfrischend vorzuziehen. Mit kalten Sitzbädern, Übergüssen und kräftigen Duschen auf den Unterleib muß man unter allen Umständen vorsichtig sein, man sollte diese nur auf ärztliches Anraten brauchen. Solches gilt auch von den kalten Flußbädern und Seebädern. In gleicher Weise sollen die in jüngster Zeit für Bleichsuchtige empfohlenen heißen Bäder, Dampfbäder, Lichtbäder, die tatsächlich oft von Nutzen sind,

doch nicht für jedermann passen, nur auf Verordnung eines Arztes Anwendung finden. Für kohlenstoffreiche Bäder, Stahlbäder, Soolbäder, die beliebten Badeskuren gegen Blutarmit und Bleichsucht, ist diese Einschränkung wohl selbstverständlich.

Außerordentlich großen Einfluß auf das physische wie das ethische Gedeihen der jungen Mädchen in dem Alter des Heranreifens übt die häusliche Erziehung. Die mütterliche Überwachung der heranwachsenden Jungfrau in bezug auf Umgang mit innerlich anständigen Menschen, auf Lektüre guter, unterhaltender Bücher, auf Besuch von Gesellschaften und Theatern, auf Betätigung an den modernen Sportplätzen wie auf dem Tanzboden — vermag viele Gefahren zu vermeiden, die die stets mehr um sich greifende Befreiung von der „altväterischen“ Erziehung in der Gegenwart für Körper und Geist, Gemüt und Seele der unerfahrenen Mädchen mit sich bringen. Ein körperlich und geistig gesundes Frauengeschlecht heranzubilden, das vermag in erster Linie eine kluge, liebende Mutter — wo diese fehlt, eine denkende und fühlende Erzieherin.

Sie wird es nicht an nötiger Aufklärung und freudiger Belehrung fehlen lassen, daß nicht Unwissenheit und falsches Wissen in den jungen Köpfen Verwirrung anrichten, daß nicht ungesunde Vorstellungen die Phantasie erhitzen. Sie wird es verstehen, ein harmonisches Zusammenwirken von Arbeit und Ruhe, Anstrengung und Erholung, körperlicher Übung und geistiger Tätigkeit, wissenschaftlicher Ausbildung und häuslicher Zerstreuung, Mühen in der Wirtschaft und Genuß von Freiluft herzustellen, auf daß Gesundheit und Schönheit, Kraft und Fülle, gute Sitte und edle Weiblichkeit, Freiheit und Keuschheit auch den heranwachsenden Mädchen, den zukünftigen Müttern als deutsches Erbe und deutsche Sonderheit gewahrt bleiben.



Trübe Ahnung.



<p>Erste Veilchen, blaß und traurig, Brachte mir das Kind ins Zimmer, In den Augen und im Blicke Lag ihm solch ein weher Schimmer.</p> <p>„Blumen, Mutter,“ sprach es leise, „Sieh, wie schön,“ umstand ein Weilchen Wortlos tief in sich versunken Sah es wieder auf die Veilchen.</p>	<p>Wenn es Frühling wird im Tale Und der Schnee schmilzt auf den Höhen, Werd' ich lauter tiefe, blaue Fimmelveilchen droben sehen.</p> <p>Las ich so in seinen Augen? Oder hat's sein Mund gesprochen? Mir hat's in der Brust das heiße, Bang bewegte Herz gebrochen.</p>	<p>Fand nicht Trost ihm zu begegnen Und nicht Mut gar ihm zu lügen, Tiefes Weh und müd' Entlagen Lag auf seinen blassen Zügen.</p> <p>Und die Hand, die legt ich leise Ihm aufs Haupt und fühlt mit Beben, Solche armen blassen Veilchen Haben keine Kraft zum Leben.</p> <p style="text-align: right; font-size: small;">Janka von Pleschel.</p>
---	---	---





Hinter den Kulissen der Berliner elektrischen Straßenbahn.

Von Franz Bendt.

Es ist ein Uhr mittags. Ein düsterer Herbsttag. Der Regen fließt in Strömen auf das Pflaster. Die Straßenbahnen sind überfüllt. Draußen drängen die Menschen sich auf dem Vorder- und Hinterperon, und die Zwischenräume des Wagens sind von kleinen Schulmädchen und Knaben erfüllt, die bald nach rechts und bald nach links an die Knie der Fahrgäste stoßen. Die Züge der Passagiere drücken ein gewisses ruhiges Behagen aus; sie scheinen sagen zu wollen: wir sind geborgen!

Da, ein plötzlicher Ruck, den jeder mehr oder minder stark empfindet, und der Wagen steht vom Regen unpeitscht

still. Was ist geschehen? ist die Frage, die auf aller Lippen liegt. Aber Schaffner und Fahrer, die das beantworten können, sind bereits an der Mitte des Wagens unten bei der Betriebsmaschine eifrig und kaltblütig beschäftigt und stehen nicht Rede.

Es vergehen knapp zwei Minuten, dann erscheint der Fahrer wieder an seinem Platz und fügt seine Kurbel ein, der Schaffner gibt das Fahrsignal, als wenn nichts geschehen sei, und weiter geht die Fahrt.

„Was hat's denn gegeben?“ fragt ein wißbegieriger Fahrgast den Schaffner, und ruhig erfolgt etwa die Antwort: „Eine Sicherung war durchgebrannt.“

Dieses kurze Stimmungsbild gibt eine Vorstellung von der Schulung, die die Beamten der Berliner „Großen Elektrischen“ genossen haben, um bei Betriebsstörung sogleich selbst tatkräftig eingreifen zu können. Der ungeheuer komplizierte Betrieb — sind doch in ihm 7190 Mann mit 2770 Wagen auf

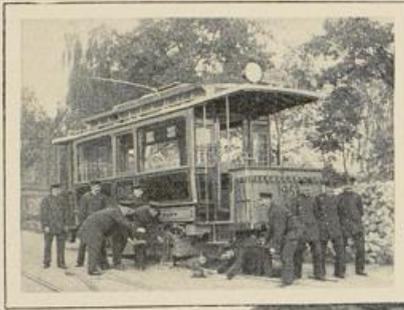


Abb. 1. Studienwagen.

103 Linien beschäftigt — kann nur dann einfach und ohne jede Hast durchgeführt werden, wenn die Beamten auf jedes Vorkommnis vorbereitet sind. Jede Störungsmöglichkeit im Betriebe muß vorbedacht sein, und für jedes Vorkommnis müssen die Beamten genau wissen, was zu tun ist.

Die elektrischen Zentralen mit ihren Stromerzeugern, die elektrischen Wagen mit ihren Bewegungsvorrichtungen und das gewaltige System der Drähte, die die elektrische Kraft kanalisieren, stellen ein technisches Gefüge von höchster mechanischer Kunst dar. Die Schwierigkeit, die diese Schöpfung bereitet, ist fast als klein zu bezeichnen gegen die Umstände, die zu überwinden waren, um eine Armee von ungeschulten Leuten in wenigen Wochen zu zielbewußten Beamten heranzubilden, die sicher und schnell den Gefahren des Verkehrs gewachsen sind.

Es ist gewiß ein verwickeltes System, das hinter den Kulissen einer großen modernen Bühne zur Entfaltung kommt, um den Anforderungen des heutigen Theaters zu genügen. Es ist aber lächerlich unbedeutend gegen den verwickeltesten Mechanismus, der sich „hinter den Kulissen“ einer großen elektrischen Straßenbahn, wie der in Berlin, herausgebildet hat.

Wer genötigt ist, sich über den Zustand eines großen Körpers, in dem das Leben pulsiert, dauernd klar zu bleiben und die Diagnose über gesund und invalid jederzeit bereit zu haben, muß den ganzen Ausbau — die Physiologie und die Anatomie des Körpers — beherrschen wie ein kluger Arzt den Organismus seines Patienten.

Da ist zunächst das Herz der Anlage: die elektrische Zentrale, die den Strom liefert (das Jahr 1904 erforderte 49 196 276 Kilowatt). Gewaltige Dynamos, die von Dampfmaschinenriesen belebt werden, erzeugen die immer noch geheimnisvolle Naturkraft. Eine große Zahl blinkender Schaltapparate, von denen jeder ein mechanisches Kunstwerk darstellt, nehmen den elektrischen Strom auf und leiten ihn, durch vielerlei technische Zwischenglieder hindurch, dem mächtigen Drahtnetz zu, das sich über der Millionenstadt in einer Länge von 690 Kilometern verzweigt. So wird der elektrische Strom wie das Blut in den Adern eines Lebewesens nach allen Richtungen zur energiegelassen Kraftbetätigung getragen.

Den eigentlichen arbeitenden Organismus des ganzen Systems stellt das Fahrzeug dar. Es ist mit zwei elektrischen Bewegungsmaschinen — den Motoren — ausgestattet, die unter-

halb des Wagenlastens in die Achsen der Räder eingreifen und die Bewegung veranlassen.

Vom großen Drahtnetz — von den sogenannten Arbeitsleitungen — nimmt der lange Kontaktarm auf dem Wagen den Strom ab und führt ihn auf verdeckten Wegen über die Schaltapparate des Wagenführers zum Motor. Endlich gelangt er durch Räder und Schienen wiederum zur erzeugenden Maschine auf der Zentrale zurück.

Das Strombild zeigt viel Ähnlichkeit mit dem alten Pferdebetrieb. Wie bei diesem das Pferd von der Station aus immer nach der gleichen Richtung seine Schleifen durchfuhr, um endlich die Station wieder zu erreichen, so durchfließt auch der Strom immer nach der gleichen Richtung seine Drahttreife. Tatsächlich ist es denn auch der sogenannte Gleichstrom, die älteste und bekannteste Stromart, die dem Betriebe der elektrischen Straßenbahn Leben verleiht.

Zwei Kurbeln am Border- und am Hinterperron des elektrischen Fahrzeuges, die immerdar in der Faust des Fahrers ruhen, regieren den elektrischen Wagen. Mittels der kleineren von beiden, „der Fahrkurbel“, wird die Stärke und Richtung des Stromes so geregelt, wie es der augenblickliche Zustand des Verkehrs erheischt. Sie veranlaßt die Schaltung des Fahrzeuges. Als Hauptgesetz gilt es für den Wagenführer, diese Vorrichtung niemals aus der Hand zu lassen. Verläßt er den Wagen, dann nimmt er sie mit sich. Fahrkurbel und Fahrer sind so lange miteinander verwachsen, wie der Dienst dauert.

Die große Kurbel belebt die „Luftdruckbremse“, die den Wagen unter die Herrschaft des Fahrers zwingt. . .

Die Fahrer und Schaffner empfangen eine gemeinschaftliche Ausbildung bei der „Großen Elektrischen“, die etwa einen Monat währt. Von erfahrenen Fahrmeistern, die die Fassungskraft der Leute geschickt zu treffen wissen, werden die notwendigsten theoretischen Kenntnisse: „von den Wundern der Elektrizität und Mechanik“ zunächst „in der Schule“ vorgetragen. Vor allem gilt aber hierbei der Satz, daß „grau alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum“ sei. Der praktischen Ausbildung der Leute wird daher die Hauptaufmerksamkeit geschenkt.

Oft trifft man in den stilleren Teilen der Stadt auf einen Studienwagen der elektrischen Straßenbahn. Er weist sich aus durch ein Schild mit der Aufschrift: „Bestellter Wagen“ und dadurch, daß sich in ihm ein Dutzend „Straßenbahner“ im eifrigen Tun betätigen.

Die Studienwagen werden auch mit Vorliebe zum aktiven Eingreifen abberufen, wenn irgendwo ein unglücklicher Vorfall die Hilfe vieler Beamten erfordert. So sehen wir z. B. auf dem ersten Bild, wie die Beamten damit beschäftigt sind, durch Hebel und andere Vorrichtungen einen Wagen aus den Schienen zu heben, unter den aus Versehen ein junges unglückliches



Abb. 2. Isolieren des Stromes.

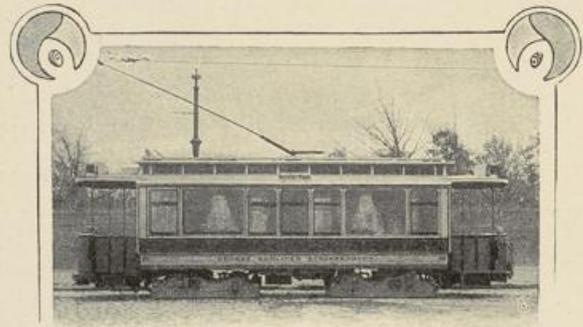


Abb. 3. Meßwagen.

Menschenkind geraten ist. In diesem Falle handelt es sich allerdings, das sieht man aus dem Gesicht des kleinen Probekandidaten, nur um eine Übung. Die Beamten der „Großen Elektrischen“ müssen, wie schon gesagt, auf jedes

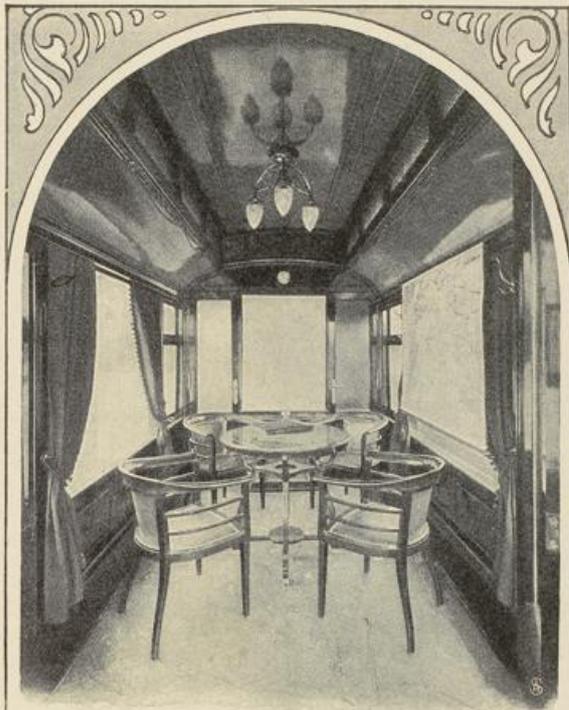


Abb. 4. Salon im Meshwagen.

Vorkommnis gedrückt sein und sich helfen und Hand anlegen können.

Da kommt es z. B. vor, daß ein heftiger Sturm über der Weltstadt getobt hat oder ein Feuer die Leitungen angriff, so daß die Drähte auf das Pflaster niederstürzten und den Verkehr bedrohten. In solchem Fall muß der Beamte mit den einfachsten zur Verfügung stehenden Isoliermaterialien, die Schutz gegen den elektrischen Starkstrom gewähren, sich zu helfen wissen. Dazu eignet sich ein Mantel, Handschuhe, trockene Fußlappen, Neklameplafate aus dem Wagen, trockene Bretter usw. Der Schaffner oder Führer breitet sie auf den Boden aus und hierauf knieend, hält er den unheil drohenden Draht mit dem Fuße fest, bildet einen großen Haken und befestigt ihn an Bäumen, Pfeilern usw. (siehe Abb. 2). So gelingt es fast immer, den gefährlichen Drachen, die Elektrizität, zahm und unschädlich zu machen. In solchen Betätigungen bewegt sich die Ausbildung, die Schulung und die Prüfung.

Der Studienwagen fährt im schnellen Tempo seine Straße. Verhältnismäßig steil steigt der Weg auf. Da hält auf ein Gebot der Wagen, und der Leiter der Expedition sagt dem Führer: „Die Sicherung ist durchgebrannt! Wie hat der Beamte zu verfahren?“

Die steile Straße erfordert vor allem, daß er durch die Bremse den Wagen feststellt und unbeweglich macht. Dann hat er oder sein Schaffner den Kontaktarm vom Arbeitsdrahte abzuheben, um den Wagen vom gefährlichen Strome zu befreien. Nun erst öffnet der Fahrer den Sicherheitskasten — unten am Motor — und schraubt einen neuen kleinen Metallstreifen sorgfältig fest, der dazu dient, die kostbaren Vorrichtungen vor den Ungezogenheiten des elektrischen Stromes zu sichern. Die Kontaktstange wird wiederum aufgelegt, die Bremse gelöst, und der Wagen läuft weiteren Aufgaben zu. Plötzlich bemerkt der Schaffner auf der Hinterbühne des Motorwagens, daß der Anhängewagen sich zu lösen droht oder sich schon gelöst hat. Was ist da zu tun, damit die Stöße der schwer belasteten Wagen keine Materialschäden verur-

sachen oder gar Menschenleben gefährden? Der fündige Kandidat für den Schaffnerposten hat nicht Not- oder Haltesignale zu erteilen, sondern den Fahrer zu benachrichtigen, daß er so schnell wie möglich „Vollampf“ gibt, um eiligst aus dem Bereich des nachteilenden Anhängewagens zu gelangen.

Solche Aufgaben werden wiederholt und so oft durchgeführt, daß die Beamten vollkommen geschult erscheinen.

Die Vorgänge zeigen uns gewissermaßen das Leben in der Unteroffizierschule der „Straßenbahner“.

Will es das Glück, dann stoßen wir bei einem gelegentlichen Spaziergange auf einen äußerst eleganten schnellfahrenden Salonwagen, dessen gold- und silberblitzende Messapparate und luxuriöse Einrichtung seines Innern die Aufmerksamkeit des Passanten fesseln. In ihm bewegen sich einige Ingenieure, die mit großem Eifer sich dem Studium der feinen Apparate hingeben. Es ist der Messwagen der Elektrischen Straßenbahngesellschaft (siehe Bild 3). Er dient einem doppelten Zwecke. Einmal zur Vornahme aller der strengen Messungen, die notwendig sind, um die technischen und wirtschaftlichen Aufgaben, die der elektrische Betrieb stellt, mit äußerster Präzision erfüllen zu können. Sodann ist er bestimmt für die Ausbildung der höheren Beamten, der Bahn- und Fahremeister, denen die Schulung des Personals zufällt. Der elektrische Messwagen ist also gleichsam die fahrende Universität der „Straßenbahner“.

Welche höheren Zwecke der Wagen zu erfüllen hat, dürfte am besten ein Beispiel klarlegen.

Im Gewühl der überfüllten Straße kann ein wirksamer Schutz vor dem Überfahren nur durch eine schnelle, fast augenblickliche Bremsung erlangt werden. Daß die Bremsvorrichtung unbedingt funktioniert, ist ihre höchste Aufgabe. Die elektrischen Wagen besitzen deshalb Bremsen aller erprobten Systeme. Dem Wagenführer stehen eine einfache mechanische, die Luftbremse und eine elektrische Bremse zur Verfügung.

Der Ingenieur im Messwagen hat mit den feinsten Mitteln mechanischer Meßkunst zu prüfen, wie viel Zeit verläuft, bis der dahineilende Wagen dem Befehl einer Bremse folgt, und zwar bis auf den Bruchteil einer Sekunde. Hängt doch bei diesen



Abb. 5. Schalttafel.

Vorgängen oft von einer winzig kleinen Zeit das Leben eines Menschenfindes ab. Aber die elektrische Straßenbahngesellschaft ist zugleich auch eine Erwerbsgesellschaft. Deshalb muß dafür Sorge getragen werden, daß das vollkommenste Sicherheitsmittel auch den wirtschaftlichen Forderungen entspricht. Aus diesen Gründen hat der Ingenieur auch die Kräfte zu messen, die die Betätigungen der Bremsen erfordern. Er muß feststellen, welche Vorrichtung bei gleicher Vollkommenheit am sparsamsten wirkt: sei es die mechanische, die Luft- oder die elektrische Bremse.

Das Interesse für die Schilderung der Meßapparate in irgend einem technischen Betriebe liegt zumeist weiteren Kreisen sehr fern. Sie setzt Begriffe voraus, denen die Laienwelt ratlos und fremd gegenübersteht. Ihre Vorführung wirkt trocken und fremdartig. Es rührt sich beim Leser keine verwandte Saite. Im elektrischen Meßwagen aber gewinnt das künstliche Meßinstrument eine Seele. In ihm sehen wir gleichsam den verkörperten Verstand, der über dem weiten Betriebe waltet. Der Meßwagen stellt ein fahrendes physikalisches Observatorium dar, in dem alles mit größter Vorsicht geprüft werden kann, was nottut.

Die innere Einrichtung des Meßwagens paßt sich mit außerordentlichem Geschick seinen vielfachen Aufgaben an. Seine eine Hälfte (siehe Bild 4) gleicht einem eleganten Salon, der für Abnahme- und Revisionsfahrten bestimmt ist, und der mehr dazu dient, an der Hand der Spezialfarte den Direktoren und sonstigen Besuchern den Betrieb in Parade vorzuführen.

Die andere Hälfte ist der eigentliche Meßraum. Entsprechend dem doppelten Zweck, den der Meßwagen verfolgt, besitzt er eine Doppelsammlung von Meßapparaten. Die einfacheren Demonstrations- und Lehrapparate sind auf der großen Schalttafel angebracht, die uns das 5. Bild zeigt. An ihnen wird nicht nur den zukünftigen Oberbeamten jeder Vorgang innerhalb des Betriebes gewiesen, sondern sie zeichnen auch viele Vorgänge automatisch und selbstständig auf. An dem oberen Teile der Schalttafel bemerkt man einige Hebel, die als Ausschalter dienen, um dem Strom zu gebieten. Die runden Meßapparate wiederum geben Aufklärung über den Kraftverbrauch der elektrischen Bewegungsapparate der Motoren. Sie erlauben die Größe der elektrischen Energie, der elektrischen Spannung und ähnliches festzustellen.

Besonders bemerkenswert, auch für den Laien, dürften die beiden lastenartigen Vorrichtungen am unteren Teile der Schalttafel sein. Es sind die automatischen Registrierapparate, die ganz selbständig die Geschwindigkeiten des Wagens in Metern aufzeichnen, und die Menge des Stromes, die dabei verbraucht wird. In originellster Weise notiert das ein kleiner elektrischer Funke, der eine wellenförmige Linie in ein bewegtes Papier hineindrennt. Aus ihr vermag sich der Ingenieur zu unterrichten, was sich für den Betrieb des Wagens Interessantes in seiner Abwesenheit begeben hat.

Den Oberbeamten kann an der Schalttafel am „lebendigen Apparate“ gezeigt werden, ob und wann der Betrieb sich wirtschaftlich gestaltete. Der Beamte sieht, wie der Zeiger am

Meßapparat steigt, wenn der Wagen einen Berg hinauf klimmt, und wie die Strommenge zunimmt, wenn der Wagen hin und her geschleudert wird. Er kann sich also mit eigenen Augen davon überzeugen, was vorgeht, und selbst ermessen, wie zu handeln ist, um den Betrieb am besten und am wirtschaftlichsten einzurichten.

Die Apparate des Meßtisches (siehe Bild 6) dienen ausschließlich den wissenschaftlichen Arbeiten der Betriebsingenieure und sind daher zumeist Präzisionsapparate erster Klasse. Sehr geschickt und übersichtlich breiten sie sich auf dem Tische vor dem Beobachter aus. Wir haben es also tatsächlich mit der Wiederholung der Apparate auf der Schalttafel zu tun, nur daß sie für viel größere Genauigkeit konstruiert wurden und noch vermehrt sind durch Apparate, die für die Anschauung und den Unterricht nicht angebracht erscheinen.

Es findet sich auf dem Meßtische ein Wegemesser, der den zurückgelegten Weg des Wagens in Metern anzeigt. Ein eigenartiger Neigungsmesser mißt durch einen Pendel die Steigung und Neigung, die das Fahrzeug auf seinem Wege mit der Horizontalebene macht, und gibt das Ergebnis auf einer Skala wieder. Gut vermag man rechts und links auf dem Meßtische die Druckmesser zu erkennen, die den Druck der Luft in der Luftbremse und anderen Instrumenten schnell und sicher überblicken lassen.

Bewundernswert hat es der Konstrukteur des Meßwagens verstanden, die wichtigsten Apparate dem Beobachter gleichsam vor Augen zu stellen. Davon gibt ein Chronometer, der die genaueste Zeitkontrolle zuläßt, eine gute Illustration. Nicht minder ein lautsprechendes Telefon, das Schaffner und Fahrer mit dem Ingenieur ständig verbindet. Es ist mit seinem Ständer gut auf unserem Bilde zu erkennen.

Aber damit ist die Spürkunst des messenden und beobachtenden Physikers noch keineswegs erschöpft. Seine Apparate er-

zählen ihm noch von dem Widerstand, den die sogenannten Schienenstöße hervorrufen; sie ermitteln die Spurweite der Gleise, sie bestimmen die Krümmung, die die Schienen besitzen, und stellen die Kraft fest, die zu der Bewältigung des Fahrzeuges bei einer gewissen Geschwindigkeit mit und ohne Anhängewagen aufgewendet werden muß.

Die genaue Kenntnis aller dieser Einzelheiten, gestützt auf eigene im Meßwagen gemachte Beobachtungen, ermöglicht den Aufsichtsbeamten, in richtiger Weise auf das Fahrpersonal einzuwirken und bei gefährlicheren Störungen, die im Betriebe vorkommen, erfolgreich einzugreifen.

Im höheren Sinne endlich hat der Betriebsingenieur die Gelegenheit, alle Unvollkommenheiten des Bahnsystems zu durchschauen, zu prüfen und festzustellen, wie sie zu heben sind. Der Meßwagen ist der Quell für die Forschung und für die Erkenntnis neuer Gesetze und Regeln, mit deren Hilfe der Konstrukteur verbesserte Anlagen zu schaffen vermag.

So vollziehen sich „hinter den Kulissen der Großen Elektrischen“ die mannigfaltigsten Arbeiten in steter Weiterentwicklung, von den einfachsten Handgriffen des Fahrers bis zu der schöpferischen Tätigkeit sündiger Ingenieure.

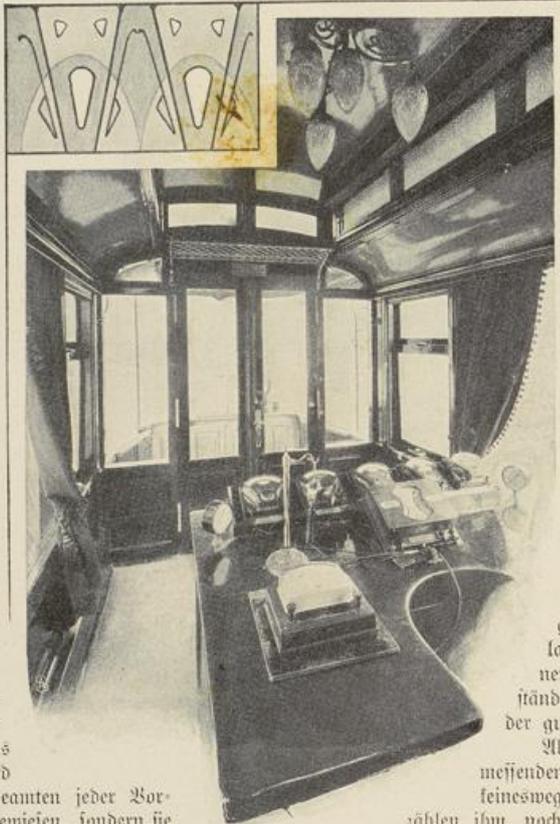


Abb. 6. Der Meßtisch.

Paradiesvogel.

Roman von Paul Oskar Höcker.

(14. Fortsetzung.)

Die Vernehmung des Amerikaners war umständlich, weil Satz für Satz übertragen werden mußte, sie bot aber doch eine gewisse Abwechslung. Mr. Bright besaß nichts von der respektvollen Steifigkeit, die die erste Gruppe sportlicher Zeugen dem Richter gegenüber an den Tag gelegt hatte. Er sprach bequem, steckte einmal die Hände in die Taschen seines hellen englischen Reiseanzugs, und seine Vernehmung rief mehr den Eindruck einer Privatunterhaltung mit dem Dolmetscher als den eines feierlichen Verhörs hervor.

„Da ich die Lethel auf dem Kontinent nicht beim Nennen gesehen und im Training geritten habe,“ darin sagte er seine Aussage schließlich zusammen, „so kann ich natürlich nicht beschwören: das Pferd, das ich in Hamburg erhalten habe, war die Lethel oder war sie nicht. Ich kann nur sagen: die Lethel, die man mir mitgegeben hat, die hat den Ruf, den sie besaß, in keiner Weise gerechtfertigt.“

Es wurden ihm auf Veranlassung der Verteidigung die Bilder zugereicht, die von der Lethel existierten.

Der Jockey meinte, dem Bilde nach könnte das Pferd, das Mr. Patterson bekam, sehr wohl die Lethel gewesen sein. „Aber das Bild gibt ja nicht alles wieder. Ist ist es nur ein besonderes Zucken, ein Zucken der Haut, eine bestimmte Art zu wiehern, mit dem Kopf zu nicken, ein nur dem schärfsten Beobachter auffälliger hellerer Schein an der Brust, an der Flanke, ein besonders seidiger Glanz der Mähne oder des Schwanzes, was sonst täuschend ähnliche Doppelgänger voneinander unterscheidet, und auch da nur, wie gesagt, bei genau Eingeweihten, die selbst die Pflege des Pferdes besorgen. Das ist wie bei Zwillingen. Die unterscheidet oft auch niemand außer der Mutter. Bei den Pferden erkennt sogar die Stute ihr eigenes Fohlen nicht mehr, wenn es eine Zeitlang abgesetzt ist.“

Nun meldete sich Fresenius zum Wort. Unter einem etwas spöttischen Lächeln ließ er sich vernehmen: „Mr. Bright erwähnt die Eigenschaft der Stute, ihr eigenes Fohlen nicht herauszuerkennen. Der Vergleich liegt allerdings nahe. Denn das Bild, das Mr. Bright augenblicklich in Händen hält, ist nicht das der Lethel, die er damals persönlich wochenlang im Training gehabt hat, sondern eben das der Doppelgängerin, die der Sotersche Stall aufwies: der Minka a. d. Gudrun.“

Eine lebhaftere Bewegung, untermischt mit einiger Heiterkeit, entstand im Saal. Als dem Amerikaner vom Dolmetscher die Bemerkung des Rechtsanwalts überlesen wurde, warf er das Bild gereizt auf den grünen Tisch und steckte die Hände wieder in die Taschen. „Dann müssen Sie einen Tiermaler zum Sachverständigen machen, nicht mich!“ sagte er achselzuckend.

Auf diese seltene Ähnlichkeit der beiden Pferde ging der Vorsitzende nun noch ausführlicher ein. Es wurde zu diesem Zweck eine neue Gruppe von Sportleuten aufgerufen. Die Mehrzahl zeigte sich aber sehr zurückhaltend in den Aussagen.

„Das liegt so weit zurück,“ meinte ein Oberleutnant von Gamps ehemaligem Regiment, „daß ich nicht wagen würde, nach einem Bilde festzustellen: dies ist die Lethel und dies nicht.“

„Sie haben die Lethel mehrmals geritten?“

„Ja. Acht Tage lang. Vor dem letzten Armeerennen in jenem Jahre, während Freiherr von Gamp, der eine kleine Schnenzerrung hatte, sich schonen mußte.“

„Sie hielten das Pferd gleichfalls für ganz hervorragend?“

„Eristklassig. Nicht nur auf dem grünen Rasen, sondern in jeder Form des Rennens. Ich war davon überzeugt, daß die Lethel bei dem Distanzritt Hamburg-Rom als erste durchs Ziel gehen würde, besonders wenn Gamp sie steuerte.“

„Kam es Ihnen und Ihren Herren Kameraden nicht sehr überraschend, als es eines Tages hieß, die Lethel sollte noch vor dem Distanzritt nach Amerika verkauft werden — und

Minka a. d. Gudrun würde unter dem Freiherrn von Gamp laufen?“

„Allerdings.“

„Schöpften Sie damals einen Verdacht?“

„Absolut nicht.“

„Wie erklärten Sie sich's?“

„Mit momentaner Geldklemme in seinem Hause.“

„Galt der Freiherr von Gamp für sehr verdächtig?“

„Nein.“

„Seitdem er verheiratet war, hatte er sich aus den Junggeiellenskreisen natürlich mehr und mehr zurückgezogen?“

„Ja.“

„War man in Ihren Kreisen näher über seine Finanzen unterrichtet?“

„Es hieß nur, die Partie wäre pekuniär doch nicht so glänzend, wie wir angenommen hatten. Zufällig erfuhr einer der Herren, daß nach Jahresfrist die Brautausstattung noch nicht bezahlt war. Es tat uns sehr leid, als Gamp den Abschied nahm. Den Gerüchten, die hinterher über ihn angekommen sind, ist das ganze Offizierkorps stets energisch entgegengetreten.“

„Wäre er noch aktiv gewesen, so würde sich doch zweifellos Ihr Ehrenrat der Sache bemächtigt haben?“

„Zweifellos. Wir waren sogar alle der Überzeugung, Gamp würde selbst die ehrengerichtliche Untersuchung gegen sich eingeleitet haben.“

„Hat der Freiherr von Gamp Ihres Wissens Schulden in Kameradenkreisen gehabt, Herr Oberleutnant?“

„Im Gegenteil. Er hat sogar verschiedene Außenstände gehabt. Nur kleinere Summen freilich, die ihm ein ärmerer Kamerad noch von früher her schuldete. Wir hörten erst im vorigen Winter, daß er aus dem Ausland, wo er in großer Not geraten war, einmal an den Herrn geschrieben hatte. Aber dessen Brief blieb liegen, weil der Adressat in Ostasien weilte. Hernach wurden die verschiedensten Anstrengungen gemacht — durch Konsulate und Agenturen — um Gamps Adresse habhaft zu werden, damit die Sache geregelt ward; leider blieb alles Nachforschen vergeblich.“

Der nächste Zeuge war General von Wichern.

Seine Aussage über den ehemaligen Angehörigen des Offizierkorps seines Regiments war geradezu glänzend:

„Als Reiter, als Rekrutenoffizier, als Instruktor, auf Patrouille und auf dem Kavallerieübungsplatz hat sich der Leutnant Freiherr von Gamp stets so vorzüglich gehalten, daß ihm für seine militärische Laufbahn die besten Konduiten zur Seite standen. Er war mir auch ein lieber junger Kamerad. Als er sich eines Tages im Dienstanzug bei mir melden ließ und sein Abschiedsgesuch einreichte und bei mir begründete, war ich geradezu außer mir. Ich verlor den fähigen, tapferen, geschickten, immer willigen jungen Herrn nur sehr ungern aus dem Offizierkorps.“

„Und wie begründete er sein Abschiedsgesuch, Herr General?“

„Er sagte: „Ich habe nicht die Mittel, Herr Oberleutnant, um einem Zusammenbruch unseres ganzen Hauses vorzubeugen. Ich muß daher rechtzeitig meinen Abschied nehmen, damit unter meiner schweren Stunde der Name des Regiments nicht leidet.““

„Sie bezogen das auf die pekuniäre Miswirtschaft im Hause Gamp-Soter?“

„Auf nichts anderes.“

„Freiherr von Gamp verließ das Regiment ohne Sang und Klang?“

„Er hatte mich um Urlaub bis zu seinem Abschied gebeten und verließ die Garnison, bevor das für ihn geplante Liebesmahl zustande kommen konnte.“

„Brachten Sie die auffällige Gafst später nicht mit der Lethel-Angelegenheit in Zusammenhang?“

„Nach meinen persönlichen Erfahrungen mit Gamp hielt ich das Gerücht zunächst für einen ganz törichten, unqualifizierbaren Matsch. Sonst würde ich als Vorsühender des Ehrenrats unbedingt sofort dagegen eingeschritten sein. Seine Interessen trotz seines Abschieds und trotz seiner Abreise ins Ausland noch wahrzunehmen, das stand mir dann aber leider nicht zu, weil Gamp nicht mehr mein Untergebener war.“

„Bei diesem Urteil über Ihren früheren jungen Kameraden sind Sie bis auf den heutigen Tag geblieben?“

„Man müßte mir denn beweisen, daß Gamp eine solche Täuschung ausgeführt hat.“

Die überaus günstige Aussage des Generals verfehlte ihren Eindruck auf die Hörerschaft nicht. Verschiedentlich wurde geflüstert, der und jener entsann sich, den jungen Baron von Gamp draußen im Gang gesehen zu haben. Niemand hatte sich ihm da genähert, wie ein Paria stand er abseits von den Gruppen der übrigen Zeugen. Man war gespannt, zu erfahren, ob General von Wichern und der Oberleutnant den ehemaligen Kameraden angesprochen hatten. Einer der bereits vernommenen Zeugen, der sich öfters mit einer hinter ihm auf der Zuschauertribüne sitzenden Dame in Flüsterton unterhielt, bestritt es. Es wäre nur zu einem kurzen, stummen, ernstern Gruß zwischen den Herren gekommen, behauptete er.

„Der nächste Zeuge ist der Stallmann Bogladki, zur Zeit in Nagy-Dewna.“

Sofort verstummte jedes Gespräch. Aus dem Verlauf der bisherigen Verhandlung hatte sich ergeben, daß Bogladki der einzige in Betracht kommende Fremde war, der über den Verbleib der Lethel genau unterrichtet sein mußte.

Angstlich trat der Stallmann ein. Man merkte ihm die große Aufregung an. Der Richter bemühte sich daher, den Zeugen durch freundliches Zureden zu beschwichtigen.

„Es geschieht Ihnen nichts, haben Sie keine Sorge. Sie sollen uns nur nach bestem Wissen und Gewissen hier über ein paar Punkte Auskunft geben. Ich lasse Ihnen nach jeder Frage Zeit. Überlegen Sie sich in aller Ruhe, was Sie davon noch wissen. Denn die Dinge, die hier erörtert werden, liegen ziemlich weit zurück.“

Und darauf begann Bogladkis Vernehmung, die der Partei des Beklagten Enttäuschung auf Enttäuschung brachte.

„Sie hatten im letzten Sommer, bevor Sie die Stellung in Ungarn antraten, Stall IV auf dem Soterischen Gestüt unter sich. Können Sie sich noch einzelner Pferde entsinnen, die Sie in Pflege hatten?“

Bogladki bejahte und zählte mit noch etwas zitternder Stimme ein paar Namen auf. Auch Lethel und Minka nannte er darunter.

„Die Lethel war aber seltener im Stall,“ fügte er hinzu. „Der junge Herr Baron ritt sie auf den Nennen. Die und die Minka.“

„So, die Minka auch?“

„Ja, auf der wollte er doch den großen Ritt nach Italien machen.“

„So, dessen entsinnen Sie sich noch genau? Und während der Freiherr von Gamp die Minka trainierte, stand die Lethel bei Ihnen in Stall IV?“

„In Stand I rechts von der Tür war die Lethel, in Stand III links die Minka. Aber da war dann eine Lücke, denn die Minka kam ja nicht mehr zurück.“

„So! Wo blieb sie denn?“

„Im Italienschen drüben. Da hätte sie vergiftetes Wasser bekommen, sagte der Bursche, und daran wäre sie eingegangen. Aber der Bursche konnte nichts dafür, der war ja nicht dabei. Das waren bloß die verfluchten Italiener.“

„Warum begleitete denn der Bursche seinen Herrn nicht?“

„Es war doch Vorschrift, daß die Herren das Nennen ohne Burschen ritten, also trainierte der Herr Baron auch allein, der Bursche sollte erst später mit der Bahn nachkommen, die Zeit über tat er Dienst bei der Schwadron.“

„Und eines Tages kam also der Herr Leutnant allein, ohne die Minka, zurück und holte die Lethel?“

Bogladki zögerte mit der Antwort. Man sah ihm an, wie er seinen Kopf anstrengte. Ein paar Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Angstlich irrt sein Blick von einem der fremden Gesichter zum anderen. Tiefe Stille herrschte im Saal.

„Soweit ich mich entsinne, ist der Herr Baron an einem Sonnabend gekommen — so nach Mitte Juni — und bis zum Dienstag geblieben.“

„Allein?“

„Ja, allein.“

„Seine Frau hatte ihn nicht begleitet?“

„Nein, er war ganz allein.“

„Und wo war Herr von Soter?“

„Der war in Berlin.“

„So. Die ganze Zeit über?“

„Die ganze Zeit über.“

„Können Sie das beschwören?“

Bogladki holte tief Atem. „Ich weiß es doch nicht anders.“

„Wie wollen Sie denn so bestimmt angeben, daß der junge Herr gerade an einem Sonnabend kam und gerade an einem Dienstag wieder ging?“

„Sonnabend war Lohntag — und damals gab's keinen Lohn, weil der gnädige Herr nicht da war. Und der Dienstag, an dem der junge Herr wegritt, war der Abend von Sankt Hans.“

„Johannistag? So. Daran haben Sie sich's gemerkt?“

„Ja. Mittags gab es saure Bohnen, wie alle Dienstage — und abends zur Feier Schnaps, Bier und Tanz mit den Mägden.“

Eine kleine Lachwelle hatte sich erhoben, verlief aber sofort wieder.

„In den paar Tagen hat der junge Herr nun also die Lethel wieder geritten?“

„Ja. Bestimmt. Und immer so und so viele Stunden lang. In der letzten Woche war sie doch nur bewegt worden — und da sollte sie nun wieder in Gang kommen.“

„Und der Herr Baron hatte wiederum gar niemand bei sich, als er vom Gestüt abritt?“

„Nein. Wer hätte auch mitkommen sollen? Wenn der Herr Baron auf der Lethel saß, dann konnte ihm ja doch keiner folgen.“

Die Aussage Bogladkis ließ mehr und mehr die ganze Verdächtigung himfälliger erscheinen. Wenn die Partei Heinroth kein anderes belastendes Material herbeizuschaffen vermochte, war der versuchte Wahrheitsbeweis kläglich gescheitert.

Das Publikum studierte die Mienen. Zwischen dem Beklagten und seinen Rechtsbeiständen war während der ganzen Dauer der Vernehmung des Zeugen eifrig geflüstert worden. Heinroth hatte einen dunkelroten Kopf bekommen; auch Fresenius ward immer unruhiger. Mehrmals hatte er versucht, den einfachen Mann durch scharfe Zwischenfragen zu verwirren. In den meisten Fällen mißlang ihm seine Absicht. Nachdem sich Bogladki einmal an Ton und Wesen des Richters gewöhnt hatte, sagte er zu ihm ein gewisses Zutrauen. Die raschen, kurz abgerissenen Fragen des Fremden verstand er zumeist gar nicht. Jedesmal, wenn Fresenius mit einem seiner Eingriffe abblinzte, ging über Soters Gesicht ein behagliches Schmunzeln.

Der einzige, der mit geradezu steinerne Ruhe dem Gang der verschiedenen Vernehmungen folgte, war Gernot. Auch als die Aussagen sich mehrten, die bewiesen, daß weder Asta noch ihren Vater die geringste Schuld der Mitwisserschaft traf, ja, als sich auch die Schuldlosigkeit Gamps mehr und mehr dartat, verriet äußerlich kein Wimperzucken eine Bewegung. Aber groß und ernst und prüfend waren fortgesetzt seine Blicke auf Soter gerichtet — der es während der ganzen Verhandlung indes vermied, ihn anzusehen.

Schon über vier Stunden — es ging jetzt auf drei Uhr — war die Verhandlung im Gange. Es war üblich, bei Sitzungen, die voraussichtlich einen ganzen Tag in Anspruch nahmen, eine Mittagspause eintreten zu lassen. Der Vorsitzende hätte am liebsten die Vernehmung sämtlicher Zeugen hintereinander ohne Pause zu Ende geführt. Auf den Wunsch des einen der Schöffen ward nun aber die Dunkelheit einer kurzen Vertagung erörtert. Man einigte sich schließlich dahin, die Verhandlung Punkt drei Uhr fortzusetzen.

Fresenius hatte zuvor aber noch eine Frage an den letzten Zeugen.

„Es ist mir aufgefallen,“ sagte er, „daß der Zeuge Bogladki sich mehrmals wie suchend umgesehen hat während seiner Vernehmung — so, als wollte er sich den Beifall seines ehemaligen Vorgesetzten sichern . . .“

Empört erhob sich Sirt von Soter, um dem Rechtsanwalt ins Wort zu fallen, er ward vom Vorsitzenden aber zur Ruhe vermahnt.

Nach kurzer Besprechung mit den Schöffen äußerte sich der Richter: „Ich kann nur feststellen, daß wir hier am Richtertisch den Zeugen Bogladki die ganze Zeit über gleichfalls aufs schärfste beobachtet haben und übereinstimmend zu dem Urteil gekommen sind, daß er einen durchaus glaubwürdigen Eindruck macht. Es ist keine hervorragende Intelligenz, die uns bei ihm entgegentritt, aber ich muß ihn gegen den Vorwurf einer Unehrlichkeit in Schutz nehmen.“

„Zimmerlin wäre es doch möglich,“ ließ sich Heinroths zweiter Anwalt vernehmen, „daß der Zeuge aus einem Gefühl der Dankbarkeit heraus gegen seinen ehemaligen Herrn die etwa belastenden Momente nicht genügend hervorhebt.“

Gernots Rechtsbeistand erwiderte darauf: „Ich habe die feste Überzeugung — und wohl die Mehrzahl der im Saal Anwesenden — daß der gute Bogladki gar keine Ahnung davon hat, wodurch er seinen früheren Chef belasten würde.“

„Ich beantrage — bevor die Vernehmung des Zeugen Bogladki erfolgt — ihn jedenfalls noch ausdrücklich auf die Wichtigkeit des von ihm zu leistenden Eides hinzuweisen und ihn zu befragen, ob etwa Herr Sirt von Soter oder sonst jemand aus der Partei des Klägers eine Beeinflussung versucht habe.“

Nun erhob sich auch Gernot in ganzer Höhe. „Ich bitte den Gerichtshof, mich und die mit mir unter diesem Prozeß schon genugsam Leidenden gegen eine solche Verdächtigung in Schutz zu nehmen!“

Ein paar Sekunden lang wogte die Erregung. Ein kurzes, scharfes Glockenzeichen stellte die Ruhe wieder her. Der Vorsitzende rief den Zeugen Bogladki, der bedrückt im Hintergrunde stand, noch einmal auf. Ängstlich näherte der sich wieder.

„War irgend jemand, den Sie hier im Saale erblickten, einmal in Nagy-Dewna? Oder ist in den letzten Wochen einmal ein Fremder zu Ihnen nach Ungarn gekommen, der mit Ihnen über den Prozeß gesprochen hat?“

„Nein, Herr Richter,“ antwortete Bogladki kopfschüttelnd. „Oder hat Ihnen jemand einmal darüber geschrieben?“

Bogladki holte mit zitternder Hand ein zerknüttertes Schreiben aus der Brusttasche. „Das hier hab' ich bekommen.“

Große Spannung prägte sich für ein paar Augenblicke in aller Mienen aus, während der Vorsitzende das Schreiben prüfte. Er gab es dann lächelnd zurück.

„Das ist ja bloß Ihre Vorladung, Bogladki. — Und nun sagen Sie ganz frank und frei: auch nach Ihrer Ankunft hier in Berlin, auch hier im Gerichtsgebäude selber hat niemand versucht, sich an Sie zu drängen?“

„Nein, Herr Richter. Ich hab' mit keiner Menschenseele gesprochen, seitdem ich in Berlin bin.“

„So. Wo sind Sie denn abgestiegen?“

„Nirgend, Herr Richter. Ich bin erst diesen Morgen um sechs Uhr hier angekommen. Auf dem Schlesienschen Bahnhof.“

„Und was haben Sie in der Zwischenzeit getrieben?“

„Ich bin durch die Straßen hierher gelaufen — und unterwegs — da hab' ich ein paar mal einen Korn genommen, weil mir nicht ganz üblich war.“

Eine gewisse Heiterkeit löste sich nun wieder aus. Sofort war aber der ganze Ernst wieder zur Stelle, als der Vorsitzende sich erhob und ankündigte, daß nunmehr, bevor er die beantragte kurze Vertagung eintreten ließe, die Vernehmung der bisher vernommenen Zeugen, soweit sie nicht gleich bei ihrem Eintreten stattgefunden hatte, erfolgen sollte.

Die Namen der einzelnen Zeugen wurden verlesen. Als der Name Soters genannt wurde, ging eine Bewegung durch den Saal, und zwischen dem Beklagten und seinen Rechtsbeiständen wurde eifrig verhandelt. Zu einem Protest der Partei kam es nun aber nicht mehr.

Der Vorsitzende verwies die Zeugen noch einmal auf die Heiligkeit des Eides und auf die hohen Strafen, die das Gesetzbuch für den Meineid androhte. „Es wäre auch jetzt noch Zeit, falls einer der Zeugen sich besänne — vielleicht irgend eine Angabe ungenau — oder unrichtig — gemacht zu haben.“ Sein Blick wanderte durch die beiden Reihen.

Tiefe, erwartungsvolle Stille. Niemand rührte sich.

„Erheben Sie die rechte Hand und sprechen Sie die Eidesformel nach!“ Klang's vom Richtertisch her.

Alle im Saal Anwesenden erhoben sich gleichzeitig von ihren Plätzen.

Gernots Blick klammerte sich an das freideweiß gewordene Antlitz Sirt von Soters. Es war ihm, als stünde ein verzerrtes Lächeln in dem Gesicht des alten Mannes, ein etwas höhnisches Lächeln, das zu dem Ernst der Lage durchaus nicht passen wollte.

„Ich schwöre bei Gott dem Allwissenden und Allmächtigen . . .“

Eine Art Krampf bemächtigte sich Gernots. Eine ungewisse, lähmende Angst hatte ihn plötzlich ergriffen — er wußte selbst nicht weshalb.

Schwör' nicht! wollte er ihm zuschreien — wie aus gefoltertem Herzen.

Die Hände, die sich aus den dunklen Ärmeln und weißen Manschetten abhoben, bewegten sich noch etwas unruhig über den Köpfen. Im Chore sprachen die Zeugen die Eidesformel nach. Man hörte die prononzierte Sprechweise der Offiziere heraus — das hohe Organ eines bekannten Sportsmannes — die nachschleppende Stimme Bogladkis.

„So wahr mir Gott helfe!“ lautete die Schlussformel.

„So wahr mir Gott helfe!“ wiederholten die Zeugen.

„Ich vertage die Sitzung bis drei Uhr.“

„Ich vertage die Sitzung . . .“

Alles horchte auf und sah nach dem Sprecher hin. Es war Bogladki, der jetzt erst erschrocken gewahr wurde, daß die Wiederholung dieser Worte nicht mehr verlangt war.

In breitem Strome wendete sich die Mehrzahl der Zuschauer gleich den Zeugen den Ausgangstüren zu. Der Richtertisch und der Platz des Gerichtsschreibers leerten sich gleichfalls. In ziemlich hastigem Schritt, sichtlich erregt, verließ Doktor Heinroth, beiderseits von seinen Anwälten begleitet, das Sitzungszimmer. Gernot blieb allein mit dem Justizrat im Gespräch zurück. Die beiden Herren hatten sich an dem inzwischen vom Kunzjus geöffneten breiten Fenster aufgestellt.

„Ich glaube gratulieren zu können!“ meinte der Justizrat lächelnd. „Der sogenannte Wahrheitsbeweis der Gegenpartei bringt nur die glänzendste Rechtfertigung für das Haus Soter.“

„Aber — Gamp?“ fragte Gernot, der sich seines voraussichtlichen Sieges nicht so recht freuen konnte.

„Glauben Sie denn noch an seine Schuld?“

Mit den freilich nur wirren, verschwommenen Erinnerungen an allerlei Gespräche in den ersten Wochen seiner Bekanntschaft mit Asta hatte ihm Sirt von Soters Aussage nicht recht stimmen wollen.

„Ich hoffe es jetzt, daß er unschuldig ist!“ sagte er tief aufatmend.

Auf dem Korridor mischten sich nun alle diejenigen, die keine Eintrittskarten bekommen hatten, unter die Glücklicheren. Mehr oder minder laut und ungeniert wurde über den bisherigen Verlauf der Verhandlung berichtet. In den Gängen wandelten einzelne Paare — einige Gruppen stiegen die Treppe hinab, um die freigegebene Zeit für eine hastige Mahlzeit in einem benachbarten Restaurant auszunutzen — da und dort sah man Leute ihr mitgebrachtes Frühstück verzehren. Der Appetit verging den Empfindlicheren indessen, wenn ab und zu Untersuchungsgefangene, manche davon gefesselt, unter der Bedeckung der Gefängniswärter durch die Menge nach einem der Sitzungszimmer verbracht wurden.

Überall hörte man Bruchstücke aus der Verhandlung. Aber Gernots Name — auch der des Beklagten — ward fast nirgends mehr genannt. Die Sache hatte ein ganz anderes Gesicht gewonnen. Es machte den Eindruck, als hätte eine formelle Anklage gegen Gamp bestanden. Und nach dem Zeugnis Bogladfs, der als grundehrliche Haut und einfacher Charakter volle Glaubwürdigkeit verdiente, herrschte jetzt allenthalben die Meinung vor, der junge Baron würde glänzend gerechtfertigt aus der Verhandlung hervorgehen.

Das hörte man auch im Zeugenzimmer — Asta vernahm es dort.

Und man hörte es am Duerfenster des Ganges, wo Theo von Gamp, der ein paar verzweiflungsvoll lange, bange, qualreiche Stunden hinter sich hatte, nach wie vor seines Aufrufs gewärtig war.

Zimmer öfter richteten es die auf dem Gang hin und her wandernden Gerichtsbesucher so ein, daß sie in seine Nähe kamen. Viele blieben stehen und sahten ihn neugierig ins Auge.

Er wandte ihnen den Rücken zu und starrte ins Freie.

Um ihn herum schwirrte das Schwagen und Raunen. Aus Bruchstücken konnte er sich den Hergang zusammensetzen. Bogladfi hatte die Unwahrheit gesagt — vielleicht unwissentlich, weil er sich der Dinge nicht mehr entsann. Aber Soter — hatte gelogen. Und hatte die Lüge mit seinem Schwur bekräftigt!

Wenn er nun aufgerufen ward und die Wahrheit sagte, die volle Wahrheit?

Ein Schauer lief über ihn hin, und er preßte die Lippen fest zusammen. Sein Blick traf auf die vergitterten Fenster des Untersuchungsgefängnisses. (Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Entwicklung von Nordamerika.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Der große Westen, jenseit des Vaters der Ströme, wäre bei weitem nicht so rasch besiedelt worden, wenn Amerika auch hier nicht wieder von seinem sprichwörtlichen Glück begünstigt gewesen wäre. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde von dem Schweizer Suter in dem fernen, bis dahin nur zur See oder über die Landenge von Panama zugänglichen Kalifornien Gold entdeckt. Kein Faktor hat nun auf die Besiedlung eines Landes so großen Einfluß wie Gold. Aus allen Himmelsstrichen, von Europa wie aus Asien, strömten viele Tausende herbei, um in den Felsengebirgen und in den Sierras nach dem gleichnamigen Metall zu suchen. Die Leser früherer Jahrgänge der „Gartenlaube“ erinnern sich gewiß noch der farbenprächtigen Schilderungen dieses modernen Argonautenzuges durch Theodor Kirchhoff. Zahlreiche tollkühne Abenteurer schlugen vom Osten her den Landweg nach dem Goldlande quer durch die Prärien und über die unwirtlichen Felsengebirge ein. Viele gingen an den furchtbaren Entbehrungen zugrunde, viele wurden durch die blutdürstigen Rothhäute, die ihr Land gegen das Eindringen der Bleichgesichter verteidigten, ermordet; aber ein großer Teil gelangte doch ans Ziel; San Francisco und andere Städte dieses noch mitten in der spanisch-mexikanischen Kultur schlummernenden Gebietes entwickelten sich im Siebenmeilenstiefel-Bachstum, der Grund zu den heute so blühenden Staaten Kalifornien, Nevada, Oregon war gelegt. Um mit diesen Ländern reichen Verkehr herzustellen, wurde durch das feindliche Indianergebiet die erste Telegraphenleitung gelegt und die berühmte abenteuerliche Reiterpost der Firma Wells Fargo & Co. organisiert. Die Geschichten aus dieser Zeit der amerikanischen Entwicklung gehören zu den spannendsten und aufregendsten, die je geschrieben worden sind. Man braucht nur an Coltin, Bret Harte oder Gerstäder zu denken. Die Bluttaten der Indianer hatten verschiedene Kriegszüge der Vereinigten Staatentruppen und die Anlage von Militärforts in den Prärien zur Folge, einzelne Indianerstämme wurden bezwungen und in eigenen Reservationen untergebracht, von denen noch heute eine ganze Reihe besteht. Ebenso mußte an eine raschere und sichere Verbindung mit den Pacificstaaten gedacht werden, und so kam 1866 die erste transkontinentale Bahn, die Union Pacific, zustande, gebaut unter fortwährenden blutigen Kämpfen mit den Indianern, die auch noch jahrelang nach der Er-

öffnung der Bahn das Reisen über den Kontinent sehr gefahrvoll machten.

Von den modernen Argonauten, die dort im fernen wilden Westen nach dem goldenen Fließ suchten, blieb eine Anzahl in den Felsengebirgen Kolorados, Utahs und Montanas zurück, und auch dort wurde überall Edelmetall in großen Mengen gefunden; in Utah, bei Virginia City, hauptsächlich Silber, am Pikes Peak Gold, und wieder hatten diese Funde neue Züge zur Folge, das zweite Treffen der Ansiedlerarmee setzte sich in Bewegung, diesmal aber durchaus auf dem Landwege quer über die Prärien, denn die Felsengebirge bilden das Rückgrat mitten im Kontinent. Während der siebziger und achtziger Jahre kam man sich erst recht zum Bewußtsein des Wertes dieser ursprünglich für wertlos gehaltenen, an Mexiko abgetretenen Riesengelände.

Ich war in dieser Zeit selbst Zeuge so mancher epochemachenden Funde und Städtegründungen hoch oben auf drei und dreieinhalbtausend Metern Höhe, mitten in den Schneeregionen, und ihr Entstehen klingt wie ein Märchen. Auf dem wüsten, unheimlichen, unbewohnten Gebiet in den Gebirgen Kolorados, wo ich 1876 der Gast einsamer Goldsucher war, fand ich bereits fünf Jahre später große abenteuerlich gebaute Städte, wie Leadville, Toulser City, Central City. Aus manchen armen „Prospektors“, die im Kampf mit Bären und Navaja-Indianern ihrem Beruf nachgingen, waren Millionäre geworden, und das noch kurz vorher so einsame Gebiet hallte von den Artschlägen der Baumnäher wider, dem Fluchen und Peitschenknallen der Fährleute, dem Quietschen der Karren, auf denen neue Zuwanderer, Lebensmittel, Baumaterial die Berge hinauf nach den Minenlagern gebracht wurden.

Diese zwei Argonautenzüge waren indessen, ich möchte sagen nur die Vorhut der Hauptarmee der Einwanderer, die auf ihrem langsamen Vorschreiten westwärts sich, wie eine Wiederholung der Völkerwanderungen früherer Zeiten, zunächst über Indiana und Ohio, dann, den Mississippi überschreitend, über Missouri und Iowa ergossen hatte. Der Missouriistrom gebot ihnen noch Halt, denn selbst in Iowa hatten sie noch gegen die Rothhäute zu kämpfen, während jenseit des Missouri, in den Prärien des Platte-, Kansas- und Arkansasstromes die wilden Cheycurres, Arrapahoes, Kiowas, Comanches, Sioux, Dgalallas, Pawnees ihren angestammten Landbesitz mit grausamer Hand



Ein alter Seebär.
Gemälde von Max Gaiger.

behaupteten. Am Missouri-Strom staute sich das Gros der Einwanderer, und die Ansiedlungen an seinen Ufern, Kansas City, Trumanworth, Atchison, St. Joseph, Omaha, Sioux City, St. Paul, wuchsen zu volkreichen hölzernen, unregelmässigen Städten heran, die erfüllt waren von tollem, unsicherem Leben.

Die Prärien draussen aber erstreckten sich vollständig eben wie ein Tisch, ebenso trocken, ebenso fahl auf vierhundert englische Meilen in westlicher, mehr als das Doppelte in nördlicher Richtung, ohne Wege, ohne Baumwuchs, im Westen bis über zweitausend Meter Höhe ansteigend, es war Steppengebiet und mit dürrem, kurzem büschelartigen Buffalograss bewachsen. Auf Hunderte Meilen in der Runde keine Ansiedlung, an den Flussläufen vielleicht ein paar Erdhöhlen tollfühner Abenteurer, Trapper und Büffeljäger. — Die Steppe selbst war unterbrochen von Millionen von Erdlöchern, bewohnt von „Prärie Dogs“ — einer Art Kaninchen — von Eulen, Klapperschlangen und gehörnten Fröschen. Dazu waren diese Steppen auf Hunderte von englischen Meilen von schnurgeraden, fußtief in dem trockenen staubigen Boden ausgetretenen Pfaden durchschnitten, die in Tausenden von parallelen Linien den Flüssen zuliefen, oder von kreisrunden, zwei Fuß tiefen Löchern, zwei bis drei Meter im Durchmesser, unterbrochen, den sogenannten „Wallows“. Pfade wie Wallows rührten von den Präriebüffeln her, die nach Millionen diese weiten Gebiete bevölkerten und den Rothhäuten Nahrung lieferten.

Die Vereinigte Staatenregierung hatte diese weg- und steglosen ungeheuren Ebenen vorläufig durch schnurgerade Grenzlinien in die Territorien Kansas, Nebraska, Dakota, Colorado, Neumexiko, Arkansas und das Indianerterritorium eingeteilt, in welsch letzterem die von den Yankee- und unterworfenen Indianerstämme untergebracht wurden — der einzige einigermaßen bevölkerte Teil des ganzen Gebietes, das an zwei Millionen Quadratkilometer umfaßte. Nur eine halbwegs festgelegte Route führte durch diese Prärien, der berühmte Santa Fé trail, von Kansas City nach der einzigen, noch ganz spanisch-mexikanischen Stadt im Südwesten, Santa Fé im Territorium Neumexiko. Um ihn zu finden, bedurfte es keines Kompasses, wie sonst in diesen Ebenen, er war zur Genüge bezeichnet durch leere Kofferbüchsen, Glasflaschen und die bleichenden Gebeine von Maultieren, Pferden und — Menschen, die des Hungertodes oder durch die Tomahawks der Indianer, wie man damals sagte: „in den Stiefeln gestorben“ waren. Anfang der siebziger Jahre kam ich als ganz junger Bursche auf meiner ersten Amerikareise nach Kansas City, damals eine Bretterstadt von der Größe Weimars, heute eine Großstadt von einer Viertel-million Einwohner. Ich hatte die Absicht, die Prärien zu durchqueren, die Felsengebirge zu besuchen, in denen mich der Pikes Peak und der berühmte „Berg des heiligen Kreuzes“ besonders anjog, und dann auf dem Santa Fé trail zu Noß nach Neumexiko zu gelangen. Ich kam gerade recht, um den Anfang der Prärienbesiedlung mitzumachen. Allein zu reisen, wurde mir von allen Seiten abgeraten, wenn mir mein Stalp lieb war, doch bot sich mir im späteren Teil meines abenteuerlichen Unternehmens streckenweise Gelegenheit, im Gefolge von amerikanischen, militärisch organisierten Rundschaftern der Vereinigten Staaten zu reisen, die damals unter dem Kommando von Colonel Cody, dem später als „Buffalo Bill“ in ganz Europa bekannt gewordenen tapferen Indianerkrieger, standen. Er, dann Oregon Bill, Kit Carson, Maxwell usw., mit denen ich mich anfreundete, waren Pioniere der Prärienbesiedlung — heute sind sie von einem Sagenkranz umwoben. Am kleinen Arkansas traf ich die erste „Stadt“, nach den gleichnamigen Indianern „Wichita“ genannt. Wir wurden festlich empfangen, und der Bürgermeister, ein Deutscher, bewirtete mich im „Ratbaufe“, einem Zelt aus Büffelhäuten, in dem auf Fellen die Frau Bürgermeisterin, eine Indianer-Squaw, mit ihrem Papoose ruhte. Sein Schreibtisch, Fauteuil, Eßtisch war ein leeres Bierfaß. Vor zwei Jahren kam ich wieder durch dieses Wichita, nicht zu Noß, sondern in einem glänzenden Salonwagen der Atchison Topela und Santa Fé-Eisenbahn angefahren. Ich traute

meinen Augen nicht, denn ringsum erhob sich eine Großstadt mit Steinpalästen, allen modernen Einrichtungen, Stadtpark, Villen und üppigen Gärten!

Im Westen mußte ich in Zelten schlafen und wurde noch vor Tagesanbruch durch ein Zittern des Erdbodens, wie von einem Erdbeben, aus dem Schlaf gerissen. Sprang ich hinaus, dann war der Himmel über dem vollständig ebenen schnurgeraden Horizont von der aufgehenden Sonne gelblich und rötlich gefärbt, und ich konnte in der Ferne, sich gegen die klare Luft scharf abhebend, ein Meer von winzigen, sich bewegenden Wellen wahrnehmen, wie ein über felsiges Bett in Kasfaden rauschender Niagara, der sich uns rasch näherte. Und immer näher kam er, immer stärker wurde das brausende Geräusch, das Erbeben des Erdbodens, bis ich endlich eine ungeheure Herde von Buffalos erkannte, die mit zur Erde gesenkten riesigen, buschigen Köpfen, die Schwänze hoch in der Luft, den tief eingeschnittenen Faden folgend, dem nächsten Flusslauf zugaloppierten zur Morgentränke. Hinter ihnen kamen Indianer mit Kammern aus Adlerfedern geschmückt, Pfeil und Bogen handhabend, den Gürtel mit Stalps behängt, von denen so mancher mit langem blonden Frauenhaar. Erblickten sie aus der Ferne über den Zelten die amerikanische Flagge, dann wichen sie im weiten Bogen aus. Und hinten-drein kam, bildlich gesprochen, die Lokomotive schon herangebraust, die Völkerverwanderung erfolgte hier gleich mit Eisenbahn! Vor mir auf der Reise nach Westen noch die unverfälschte Natur, hinter mir mit Dampf die abendländische Zivilisation, um im Sturm das Präriegebiet zu erobern.

Die Durchforschung des Westens seitens der Regierungsexpeditionen hatte ergeben, daß die Prärien vorzügliches Ackerland darboten für ungezählte Millionen von Ansiedlern. Was noch fehlte, war die Schaffung von Eisenbahnen, um den Verkehr mit dem besiedelten Osten zu ermöglichen, ferner Erleichterung des Landerwerbs und Wasser. Alle drei Bedingungen wurden durch die Regierung in Washington in liberalster Weise geschaffen. Die Generalkapitalisten der Ansiedlung, die Yankeeunternehmer und Kapitalisten, wurden durch die Gewährung großartiger Landschenkungen zur Herstellung von Eisenbahnen veranlaßt. Jede der Transkontinentalbahnen bekam Millionen an Morgen Landes, im Umfang deutschen Königreichs und Fürstentümers gleich, und die Folge war, daß ein halbes Duzend transkontinentaler Bahnen in Angriff genommen wurde. Die Schienen und Schwellen wurden mit erstaunlicher Schnelligkeit über den Prärieboden gelegt, und zwei, drei Kilometer täglich waren keine besondere Leistung. Wohin die Bahnen führten? Nirgends hin, meistens querfeldein mittendurch in die einsame Steppe, denn ihre Erbauer wußten, daß der Menschenstrom, die Städte diesen Eisenbahnlinien folgen würden. In Europa sind die Städte vorhanden, und die Eisenbahnen folgen dem Verkehr. In Amerika baute man zuerst die Eisenbahnen, der Verkehr folgte. In manchen Jahren wurde das auf diese Art sich entwickelnde Netz um zehn- bis hiebzehntausend Kilometer vergrößert!

Die Landschenkungen, welche die Subvention für die Eisenbahnen bildeten, waren nicht geschlossene Komplexe. Das ganze Präriegebiet wurde in sogenannte Townships eingeteilt, Schachbrettfelder von je acht englischen Quadratmeilen. Die schwarzen Felder bekamen die Eisenbahnen zu beliebiger Bewertung, die weißen Felder stellte die Regierung, mit Ausnahme eines Teiles in jedem Township für Schulzwecke, den Einwanderern zur Verfügung. Jeder Einwanderer konnte ein Landstück von 160 Morgen Größe als Eigentum erhalten, wenn er sich zur Bestellung sowie zur Anpflanzung von Bäumen auf einen bestimmten Teil seines Nittergutes innerhalb eines bestimmten Zeitraumes verpflichtete. Die Baumpflanzungen waren eine Grundbedingung, denn Bäume erzeugen Feuchtigkeit, die den Prärien vollständig fehlte. Während der jährliche Regenfall noch in den siebziger Jahren nur sechs bis acht Zentimeter beträgt, ist er heute dank den Baumpflanzungen und Kulturen auf ein Meter gestiegen. Diese günstigen Be-

dingungen hatten sofort die Übersutung der Prärien mit Einwanderern zur Folge. Sie ergossen sich aus den östlichen Grenzstädten der Prärie, wo sie sich angestaut hatten, die neugeschaffenen Eisenbahnlagen entlang über Kansas, Nebraska, Dakota und nahmen zunächst die weißen Felder in Besitz, so daß nach kaum einem Jahrzehnt alle Regierungsländereien vergriffen waren. — Längs den Eisenbahnen entstanden infolgedessen kleine Städtchen, Verteilungspunkte für die Ansiedler, der Verkehr der Eisenbahnen, der anfangs gleich Null war, hob sich, und endlich kamen auch die schwarzen Felder der Eisenbahnländereien zur Besiedlung. Die Bahngesellschaften verkauften sie zu entsprechenden Preisen, denn durch die Besiedlung der weißen Felder ringsum war der Wert der schwarzen natürlich gestiegen.

Die Prärien hatten nun erst Menschen, aber diesen fehlte es auf ihren ebenen, baumlosen Grundstücken an allem und jedem. Es gab keine Kaufläden, um Kleider, Werkzeuge, Lebensmittel zu kaufen, es gab kein Holz und sonstiges Baumaterial, um sich Wohnungen zu bauen, sie standen auf ihrer „Homestead“ wie auf einem Blatt weißen Papiers. Da traten wieder die Yankee-Generalschäbler auf, um ihnen zu allen Bedürfnissen, sich selbst zu nie dagewesenen Reichthümern zu verhelfen. Die ganze Halbinsel am Michigan, die den Huron- vom Michigansee scheidet, war ein einziger Wald von der Größe des halben Preußens, mit dem vorzüglichsten Bauholz. Dort mitten in diesem Walde, möglichst an Fuhrläufen, legten sie Werke an, um die Prärien mit Häusern und Möbeln zu versehen, Fabriken dafür in größtem Maßstab, denn der vorausgerichtete Absatz von Häusern und Einrichtungsstücken ging ja in die Millionen. Einwanderer aus Europa wie aus den Oststaaten fanden in diesen Werken Beschäftigung, rings um sie entstanden Ansiedlungen, und diese vergrößerten sich allmählich zu den heutigen großen Städten Lansing, Jackson, Grandhaven, Saginaw, Bay City usw. Alle geschaffen durch diese Holzindustrie.

Die Häuser, Balken, Tische und Stühle wurden gleich mit Maschinenbetrieb in unzähligen Stücken fabriziert und nach den Prärien geschafft. Ebenso wurden in den damaligen Grenzstädten, zuerst in Chicago, dann in St. Louis, St. Paul, Kansas City, Davenport, Omaha Kleider- und Schuhfabriken für den Bedarf der in den Prärien wohnenden Millionen angelegt, auch Fabriken für konservierte Lebensmittel, da ja dort noch keine vorhanden waren. Um diese Unmenge von Waren nach ihren Bestimmungsorten zu schaffen, mußten wieder Eisenbahnen gebaut werden. In der ersten Zeit bezog man das ganze Material dafür, Schienen, Waggons, Lokomotiven, aus Europa; denn noch 1850 wurde keine Tonne Stahl in Amerika erzeugt. Der große Bedarf brachte nun die Generalschäbler, die „Captains of Industry“, auf den Gedanken, das Eisenbahnmateriale selbst herzustellen. Das größte Kohlengebiet war in Westpennsylvanien, rings um Pittsburg, die größten Eisenlager am Oberen See. Man brachte die Erze nach Pittsburg oder Chicago, es entstanden Schmelzwerke, Walzwerke, und der große Bedarf an Schienen hatte zur Folge, daß Amerika heute die größten Schienenwerke der Welt besitzt. Im vergangenen Jahre besuchte ich die berühmten Werke von Carnegie in Homestead bei Pittsburg, die täglich über 4000 Tonne fertige Stahlprodukte liefern, und die Schienenwalzmühlen der Illinois Steel Company in Chicago, deren tägliche Erzeugung sich auf durchschnittlich 38 Kilometer Stahlschienen beläuft. Ebenso wie Stahlschienen waren auch Waggons erforderlich. Es entstanden große Waggonfabriken in St. Louis, Bloomington, vor allem aber in Pullman bei Chicago. Der Gründer der Stadt Pullman, ein deutscher Einwanderer, war auf den Gedanken gekommen, zur Erleichterung der Eisenbahnreisen Schlafwagen zu konstruieren, und diese waren so erfolgreich, daß sie bald auf allen Eisenbahnlagen eingeführt wurden. Das Hauptgeschäft entstand aber in der Anfertigung von Frachtwaggons; der Bedarf steigerte sich bald derart, daß in den großartigen Pullmanwerken schon im Jahre 1883 die Zahl der dort gebauten Frachtwaggons täglich

ehundert erreichte, was einer durchschnittlichen Leistung von einem Frachtwaggon in je sechs Minuten entspricht!

Um diese Frachtzüge zu ziehen, mußten Lokomotiven gebaut werden. Es entstanden neben vielen anderen auch die Lokomotivwerke von Baldwin in Philadelphia. So groß war der Bedarf, daß diese größten aller existierenden Werke schon 1900 das Jubiläum ihrer zwanzigtausendsten Lokomotive feiern konnten. Bei einem Besuch im Vorjahre sagte mir der Leiter, die seitherige Erzeugung sei durchschnittlich 1500 Lokomotiven jährlich, d. h. also fünf täglich, oder eine fertige Lokomotive in je zwei Stunden!

Den Einwanderern in den Prärien fehlte es auch an Werkzeugen zur Bearbeitung des Landes. Mit Haxe und Spaten, wie sie zu Hause in Deutschland ihre wenigen Morgen bestellten, konnten sie auf ihren nummehrigen Nittergütern nichts ausrichten. An Arbeitskräften herrschte in dem eben besiedelten Lande immer noch Mangel, und so kam wieder ein „Captain of Industry“ auf den Gedanken, den Ackerbauern in den Prärien stärkere Arbeiter in Gestalt von Pflug-, Säe-, Mäh- und Dreschmaschinen zu liefern. Es war Mac Carnick. Bei dem riesigen Absatzgebiete, das sich ihm bot, gedieh sein Unternehmen in solchem Maße, daß er seit Jahren schon 6000 Arbeiter beschäftigt, und eine fertige Ackerbaumaschine auf je 45 Sekunden entfällt! In jedem einzelnen Wochentage versendet Mac Carnick hundert Waggonladungen fertige Maschinen in aller Welt.

Dank dieser Versorgung der Prärien mit Material, und gleichzeitig dank auch dem weitgehenden Kredit, der den Ansiedlern von Banken und Industriellen gewährt wurde, erfolgte der Aufbau der Präriestaaten, gleichzeitig aber auch der Industrien des Ostens. Die Städte zogen die Prärien groß, die Prärien wieder die Städte, eines half dem anderen auf dem Wege vorwärts, aufwärts, alles entwickelte sich mit Riesenschritten, aus den Städten wurden reiche Millionenzentren, wie Chicago, St. Louis, St. Paul und Minneapolis neben zahllosen kleineren, die ihre Blüte nur dem Hinterlande zu verdanken haben. Aus Kansas, Nebraska, Iowa, Minnesota, Arkansas aber wurden blühende Staaten mit ein bis zwei Millionen Einwohnern, aus den östlichen Steppen die reichsten Kornflamern der Welt. Und auf dem Grunde dieses mächtigen Aufbaues stehen die europäischen Einwanderer, diese zwanzig Millionen Menschen, die seit fünfzig Jahren von Europa einwanderten, ihre Arbeitskraft in den Dienst Amerikas stellten, und deren Kinder heute den größten Teil der amerikanischen Bevölkerung ausmachen.

Sie bildeten auch die hauptsächlichste Grundlage für die Entwicklung der amerikanischen Industrie im allgemeinen. Das Anwachsen der Bevölkerung erfolgte so rasch, daß die Industrien gar nicht gleichen Schritt halten konnten. Es fehlte an Arbeitskräften, die Lebensverhältnisse verteuerten sich dabei auch derart, und die plötzlich in einem „freien“ Lande lebenden Arbeiter zeigten ihren Freiheitsgeist auch so empfindlich durch Streiks, Innungen und diktatorisch auftretende Genossenschaften, daß die „Captains of Industry“ drangingen, die lebenden Arbeiter durch tote Maschinen nach Zulichtigkeit zu ersetzen. Für Maschinenbetriebe eignet sich Amerika in ganz besonderem Maße durch die große Gleichförmigkeit der Verhältnisse und des Bedarfs. Es konnten Massenbetriebe eingeführt werden, wo Maschinen Tag für Tag, jahraus, jahrein die nämlichen Standardartikel herausstampfen. Das Rohmaterial, aus ihrem eigenen Lande stammend, ist wohlfeil, und dank der ebenso wohlfeilen Verarbeitung können sie heute die europäischen Einfuhren großenteils unterbieten.

Bei diesem Bedarf an Rohmaterial, vornehmlich an Kohle und Eisen, entwickelte sich in erster Linie gerade die Eisenproduktion, und zwar hauptsächlich in Pennsylvanien, das allein jährlich 100 Millionen Tonne Kohlen produziert und damit die Grundbedingung für die Eisenerzeugung besitzt. Die Eisenerze haben ihr größtes Lager nördlich des Oberen Sees von Minnesota, und ich habe sie dort, vornehmlich im Distrikt

von Massabi, auf Meilen in der Runde offen zutage liegen sehen. Vom Superiorsee werden in jedem Jahre an 30 Millionen Tonnen Erze nach den Kohlenregionen von Pittsburg und nach Chicago verschifft, fertige Waare gelangt von dort nach dem Westen zurück; die Farmprodukte der Prärien müssen nach dem Osten gebracht werden, und dieser Warenaustausch hat auf der Hauptverkehrsroute, auf den fünf großen Seen eine Schifffahrt großgezogen, wie sie in der Welt nicht wieder vor-

kommt. Der Huronsee ist mit dem Erieer durch die Detroitstraße verbunden, an der auch die Großstadt dieses Namens liegt. In dieser Straße ist der Schiffsverkehr viermal so groß wie im Suezkanal, und Detroit sieht mehr Schiffe jährlich als London, Liverpool und New York zusammengenommen! Aber von diesen Riesleistungen des Verkehrs im modernen Amerika soll erst ein dritter und letzter Artikel ausführlicher sprechen.



Im Tale. (Zu dem Bilde auf S. 316 und 317.) Von Budapest abwärts nach dem Plattensee zieht sich der Gebirgshock des Vertesgebirges und des Balomernwaldes mit grünen Tälern, rauschenden Bergwäldern und irischen Wasserläufen. Im Mittelalter ein gefährlicher Aufenthalt von Räuberbanden, wurde er allmählich mit sicheren Straßen durchzogen, und schon im siebzehnten Jahrhundert konnte, wie un-

begreifen kam. Aus dem dunkeln Todeschoße, aus der nach allem Jammer längst stimmungsvollen Tiefe sind, wie unsere Leser aus den Tageszeitungen schon erfahren haben, am 30. März vierzehn todegelaubte Arbeiter und am 4. April ein weiterer bisher Verhütteter lebend herausgebracht worden an das Tageslicht. Zwanzig beziehungsweise fünfundsiebzig Tage lang haben sie, das grauenvollste Ende vor-



Gerettete von Courrières im Lazarett von Billy Montigny.

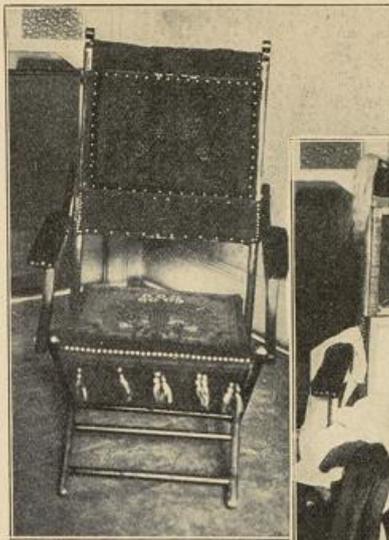
Bild zeigt, eine Gesellschaft ungarischer Edelleute sorglos ihre Sommerstage in dem frischen Waldschatten jener Täler zubringen. Wir sehen den munteren Kreis, der wohl von einem benachbarten Gutshause gekommen ist und nun auf dem Aussichtshügel Rast macht: die jungen hübschen Mädchen, den ritterlichen Edelmann im Schnürröck und seine ebenfalls vornehm gekleidete Gattin, den alten fidele Patriarchen im urväterischen Kastaun, der mit erhobener Rechten der jungen Sängerin den Takt forrigiert, und die niemals fehlende Fiedel in den Händen eines vielleicht zufällig vorgefundenen jungen Hirten im Schafpelz, der ebenso ohne Noten spielt, wie die sämtlichen Anwesenden im Chor die Sängerin begleiten. In ihre Unterhaltung vertieft, kümmert sich die Gesellschaft wenig um alles, was just draußen in der Welt vorgeht: Kriegsgetöse und Revolution gegen Oerreich, Franzosen- und Türkengefahr, sie genießen den goldenen Abend so harmlos, als sei überall der gleiche Frieden wie in dem stillen Waldtal ihrer heimatlichen Berge.

Gerettete von Courrières. (Zu der obenstehenden Abbildung.) Die juchhabende Tragödie von Courrières, die fast beispiellos dasicht in der Geschichte der Bergwerke, hat ein Nachspiel gefunden, so unglaublich ereichend, so märchenhaft, daß man es kaum als wirklich Geschehenes

Angen, darauf geharrt, ob ihr verzweifeltes Pochen gehört werde, und durch das Fleisch eines gefallenen Pferdes haben sie sich zum Teil in dieser Zeit am Leben erhalten. Erst über den ersten Trupp der Geretteten, die im Schacht II die Schreckenszeit verbrachten, liegen, während wir diese Zeilen schreiben, genaue Nachrichten vor. Sie haben ein Dasein halb der Verzweiflung, halb der stumpfen Ergebung geführt, dessen Dauer sie — für die die Zeit still stand in der grauisigen Nacht — auf nur 48 Stunden schätzten. Das Wunder dieser Rettung ist dem Heldennut und der unerlöschlichen Liebe zweier Männer zu danken, die — ihrem Verze nach — den Geretteten gleichgestellt, an Geistesgegenwart und Unerlöschlichkeit ihnen aber weit überlegen waren. Némny und Privozt heißen die Tapieren, die das fast Unglaubliche geleistet haben, sich und ihre Kameraden so lange bei Kraft, ja, sogar bei „Stimmung“ zu erhalten, bis, in letzter Stunde noch, die Rettung kam! Daß Minister Barthou den beiden Führern Némny und Privozt das Kreuz der Ehrenlegion und den anderen Geretteten goldene Medaillen überreichte, erscheint gering angesehen, der Größe des durch Mannesmut besiegten Schicksals, aber es gibt doch den Gefühlen der Anerkennung und Bewunderung Ausdruck,

mit denen die ganze Welt jener Heldentaten gedenkt. Furchtbare Szenen spielten sich am Rand der Gruben ab, viele der Frauen, die ihre Ernährer beweinen, bestanden auf erneuten Nachforschungen, in der Hoffnung, die Hölle da unten berge der Lebenden noch mehr. Die aus Schacht II Geretteten, die durch mit deutschen Apparaten ausgerüstete Rettungsmannschaften gefunden wurden, hatten sich jenseit des furchterlichen Feuerherdes befinden. Der am 4. April befreite Bergarbeiter namens Vertson war in dem gleich nach der Grubenkatastrophe zugemauerten Schacht IV begraben und dankt seine Rettung der schon vor Wochen von den deutschen Helfern geforderten nochmaligen Durchsuchung dieses Schachtes.

Osterfeier in Mexiko. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Mit besonderem Prunk feiern die Spanier das Osterfest. Namentlich in Sevilla ist die „heilige Woche“ mit so vielen Festlichkeiten verbunden, daß Freunde von weither kommen, um das großartige Gepränge anzuschauen. Prozessionen aller Art, Mysterienspiele lösen einander Tag für Tag ab, Tausende von Zuschauern sitzen auf Stühlen in den Straßen und bewundern die Umzüge, die unter Glodengeläute und Musikklängen veranstaltet werden. Diesen Pomp bei kirchlichen Festen trauen die Spanier auch übers Meer in ihre Kolonien, und er fand Anfang auch bei den Neubelehnten und wird heute weiter geübt von der Mischlingsbevölkerung, in deren Adern neben dem spanischen noch das heißere indianische Blut rollt. Den Beschluß der Festlichkeiten bildet in Mexiko die Befragung Judas' für seinen Verrat. Frühzeitig hatte schon die christliche Kirche den alten heidnischen Brauch, Frühlingsfeuer anzuzünden, mit ihrem Osterfest vereint. Am Ostermorgen fand die feierliche Taufe der Neubelehnten statt. Dabei wurde auch die mit Kreuzesnägeln geschnitzte Osterkerze in das Taufwasser getaucht und angezündet; an ihrer Flamme erneute man das Feuer aller Lampen und Kerzen. Später zündete man vor den Kirchen große Holzstöße an und verbrannte darauf eine hölzerne Figur, die den Verräter Judas darstellte. In Mexiko geht die Verbrennung des Judas und anderer symbolischer Gestalten mit besonderem Pomp vor sich: sie ist mit einem



Der Stuhl im geschlossenen Zustand.



Die geöffnete Rüstlehne.

Entlarvung des Mediums Charles Eldred.

verursachte, nämlich die Entlarvung des belannten Mediums Charles Eldred in England. Seine Geisterbeschwörungen längst Verstorbenen wurden viel besprochen, verlacht und angefaunt, jedenfalls besaß er zahlreiche Anhänger, denn zu den Sitzungen, die er einige Male in der Woche abhielt, kamen die Leute sogar von Frankreich und Deutschland angereist und zahlten willig hohe Eintrittspreise. Unsere Bilder, die der spiritistischen Zeitung „Light“ entnommen sind, zeigen den Geistesstuhl, dessen sich Charles Eldred bediente, in geschlossenem und in geöffnetem Zustand. Er barg in der anscheinend gepolsterten Rüstlehne all das, was ein „Geist“ zum Leben, d. h. zur Toilette nötig hat: Larve mit und ohne Bart — man sieht, auch der Geschmack der Geister ist verschieden! — Drähte, um die geistlich weiße Leinwand zu halten, und andere nötige Utensilien.

Elisabeth Kaselowshy. (Mit dem nebenstehenden Bildnis.) Am 7. April beging Frau Elisabeth Kaselowshy, die



Elisabeth Kaselowshy.

Vorsitzende des Lettevereins und unermüdetlich tätige Schützerin vieler Wohlfahrtsbestrebungen, ihren 60. Geburtstag. Als einziges Kind des als Künstler geschätzten Lithographen Friedrich Zengen in Berlin geboren, übernahm die sechzehnjährige Elisabeth nach dem Tode der Mutter die Führung des väterlichen Hauses und begann zur selben Zeit schon ihre Vereinstätigkeit, indem sie armen Kindern der Lützenstadt Handarbeitsunterricht gab. Bis zu ihrer Vermählung mit dem historischen Professor August Kaselowshy behielt sie das ihr lieb gewordene Amt, gehörte dann 20 Jahre lang dem unter Leitung des Predigers Wih. Müller stehenden Parochialarmenverein an und war von 1867 bis 1870 als Waisenmutter tätig. Dem 1878 übernommenen Vorsitz der Viktoria-Fortbildungsschule legte Eise Kaselowshy schon im selben Jahre wieder nieder, um im Letteverein die heute noch bestehende Wasch- und Plättanstalt zu gründen. 1879 errichtete sie auch das Kunstfideciateller des Vereins, dessen beste Ratgeberin sie dank ihres feinen Form- und Farbensinnes



Copyright by Underwood & Underwood London & New York.

Osterfeier in Mexiko.

war, und als ihr im Jahre 1891 der Gatte starb, ging die vereinte Frau ganz auf in der Arbeit für den Verein, dessen Schriftführerin sie bis 1897 war. Als in diesem Jahr ihre treue Mitarbeiterin und Freundin, die langjährige erste Vorsitzende des Lesevereins, Frau Anna Schepler-Lette starb, übernahm Elise Kasselowsky den Vorsitz.

Flügelautomobil. (Mit nebenstehender Abbildung.) Erst vor kurzem hat die „Gartenlaube“ einen Artikel über neue Ballons und Flugmaschinen gebracht. Unsere Leser konnten daraus ersehen, wie groß die Zahl der Projekte auf diesem Gebiete ist . . . und wie weit wir noch vom Ziele entfernt sind. Heute bringen wir die interessante Abbildung einer neuen „Flugmaschine“, den von Lina konstruierten Aeroplan. Zu unterst sehen wir zunächst ein regelrechtes, einfach gebautes vierwädriges Automobil, das von einem Kohlenäuregasmotor angetrieben wird. Darüber breitet sich die Tragfläche aus, die den Flügeln der Federmaus nachgebildet ist und durch Stahlfäden gespannt werden kann. Vorn vor dem Lenker, der im Automobil sitzt, ist eine Luftschraube angebracht, hinter ihm befindet sich das Steuer. Die Flügel sind aus gefirnisseter Seide gearbeitet und haben eine Länge von 8 Metern 40 Zentimetern bei 2 Metern 40 Zentimetern Breite. Der Rotor am 25 Pferdekräften liefert, das Gewicht des Apparates beträgt 125 Kilo. Der Erfinder behauptet, daß das Fahrzeug sich erheben könne, sobald das Automobil auf dem Boden mit ausgefahrenen Flügeln mit einer Geschwindigkeit von 60 Kilometern in der Stunde läuft. Einmal in der Luft schwebend, soll es durch die Luftschraube vorwärts bewegt und durch das Steuer gelenkt werden. Die Flügel kann man verstellen und der Richtung des Windes anpassen.



M. Scanger, Paris, phot.

Flügelautomobil.

Erdruß bei Mülheim a. Rhein. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Infolge der großen Niederschläge im vergangenen März, die wohl einen ungeheuren Druck auf die Tonmassen des Erdbodens ausübten, hat am 27. März in Mülheim a. Rh. ein Erdruß stattgefunden, der im industriell blühenden Orte schreckliche Verwüstungen angerichtet hat und auf fünf Kilometer im Umkreis noch Erdriße erzeugte. Der südliche Teil des Ortes ist von der Katastrophe am schwersten betroffen. Mehr als 100 Häuser, ungefähr der dritte Teil des ganzen Ortes, sind dem Verderben geweiht und an tausend Menschen infolge dessen obdachlos. Überall wiederholt sich das gleiche Bild: scheiternde Fenster, geborstene Mauern, eingestürzte Dächer! Das Besitztum des Tongrubenbesizers Ludwig ist von dem Unglück besonders betroffen — der ganze Abbau ist in einen Lehmhaufen verwandelt. Auch Felder und Wiesen, außerhalb des Ortes, die schon im ersten rischen Grün prangten, sind zerstört und Bäume entwurzelt. Der Schaden wird auf eine Million Mark geschätzt. Schon einmal, im Jahre 1897, ist Mülheim von einem Erdruß heimgesucht worden, die jetzige Katastrophe aber ist weit härter und folgenreicher. Ein Hilfskomitee hat sich gebildet, um die Notleidenden zu unterstützen.

Die erste Chloroformnarkose in Berlin. (Zu der Abbildung „Bärengruppe“.) Unter den Gegenständen, die allgemeines Interesse bei der Besichtigung der Sonderausstellung der Geschichte der Medizin hier in Kunst und Kunsthandwerk im Kaiserin Friedrich-Haus unter Leitung von Dr. E. Golländer hervorriefen, befand sich die abgebildete kleine Bronzegruppe. Die Leiter der „Gartenlaube“ werden sich erinnern, daß in dem kürzlich erschienenen Bericht über die genannte Ausstellung diese sehr interessante Gruppe schon erwähnt und auf der Abbildung zu schauen war; heute bringen wir sie in vergrößerter Nachbildung. Die Geschichte dieser Tiergruppe, so amüsanter sie ist, erinnert doch, wie schon erwähnt, an einen sehr wichtigen und ersten Fortschritt in der Kulturgeschichte der Menschheit und der Geschichte der Medizin im besonderen. Im Anfang der fünfziger Jahre waren die Bernde Florens und Simplicius mit dem narotisch wirkenden Chloroform allgemein bekannt geworden, nachdem schon 1831 Liebig den Stoff entdeckt hatte. Das Berliner Professor Schönlein, an größeren Tieren Versuche zu machen, fiel zusammen mit dem Wundarzt König Friedrich Wilhelm IV., seinen demselben geordneten Berliner Zoologischen Garten gedachten taubblinden Bären wieder lebend zu machen. Der Bär wurde nun chloroformiert und die Narkose zur Operation benutzt. Professor Jüngken vollzog diese, aber der Bär erwachte nicht mehr aus dem ewigen Schlafe. Dies Mißgeschick belümmte die Berliner pottreudige Gesellschaft. Es gab damals noch keine Antidiversionsspaße, die den Fall zu tragisch genommen hätte, und so konnte der belannte Berliner Bildhauer Wolff, allgemein als Tierwölff bekannt, seinen Sarkasmus ruhig in diese beißende Form gießen. Er schuf eine Tiergruppe, die den heilig entschlafenen Bär betrauert. Diese Tiergesellschaft besteht nun aus den karikierten Berliner Professoren; am ähnlichsten ist Jüngken getroffen, der von dem Affen gespielt wird, und der, wie es scheint, gerade keine Verteidigungsrede herlegt, die Gule, die nach den für ewig verlungerten Herzkönen laucht, ist Romberg, und das Saaf mit der Chloroformnarkose ist Schönlein. Der König verlangte den Bronzenguß der Gruppe, und zwar sollte am Postament eine wichtige poetische Erklärung der Gruppe angebracht werden. Nun war der Tierwölff in Bedrängnis; daraus befreite ihn ein junger Student mit Namen Paul Heyje, der folgenden Vers dazu schrieb:

„Der Bär ist nun ein toter Mann,
Das Chloroform ist schuld daran.
Ein ärztlich es Kollegium
Ging mit dem Vieh zu menslich um.
Das Narkose greint,
das Bärlein stiert,
Der Wölff legt ihm dies Monument.“

Angeblieh hat Heyje für diese Verse einen Bronzenguß bekommen.

erwachte nicht mehr aus dem ewigen Schlafe. Dies Mißgeschick belümmte die Berliner pottreudige Gesellschaft. Es gab damals noch keine Antidiversionsspaße, die den Fall zu tragisch genommen hätte, und so konnte der belannte Berliner Bildhauer Wolff, allgemein als Tierwölff bekannt, seinen Sarkasmus ruhig in diese beißende Form gießen. Er schuf eine Tiergruppe, die den heilig entschlafenen Bär betrauert. Diese Tiergesellschaft besteht nun aus den karikierten Berliner Professoren; am ähnlichsten ist Jüngken getroffen, der von dem Affen gespielt wird, und der, wie es scheint, gerade keine Verteidigungsrede herlegt, die Gule, die nach den für ewig verlungerten Herzkönen laucht, ist Romberg, und das Saaf mit der Chloroformnarkose ist Schönlein. Der König verlangte den Bronzenguß der Gruppe, und zwar sollte am Postament eine wichtige poetische Erklärung der Gruppe angebracht werden. Nun war der Tierwölff in Bedrängnis; daraus befreite ihn ein junger Student mit Namen Paul Heyje, der folgenden Vers dazu schrieb:



Bärengruppe im Kaiserin Friedrich-Haus.



Erdruß in Mülheim a. Rhein.

Druck und Verlag Ernst Reil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Lischner; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner, beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: R. Wirth in Wien. Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.



Birkhahnbalz.

Gemälde von A. Weinberger.

